Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 99 (1958)

Artikel: Monika
Autor: Matt, Josef von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1033537

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Monika

Erzählung aus der Urschweiz von
Josef von Matt

Der Fußweg vom Bergdörfli Lauibach zur Geißhornalp hinauf, führt im Zickzack durch den Bannwald und weiter dem Riedhang entlang, verschwindet ein Stück weit im Geröll des Lauigraben, kommt dann in die lange Matte hinaus und steigt dort in vielen Kehren zum Bergheimeli „Fluhstöckli" hinauf. Die Klosterfrau, die eben aus dem Wald an die heitere Sonne hinaus kommt, ist für das Bergsteigen nicht gut ausgerüstet. Der lange schwarze Rock und die mächtige Schleierhaube sind nicht eben bequem auf diesem steilen Weg, und auch ihre Schuhe sind weder für den zähen Dreck am Riedhang noch für die Sprünge über die großen Steine im Lauigraben besonders geeignet. Trotzdem geht Schwester Theodora tapfer und behend im Glast der heftigen Märzensonne weiter.

Von Zeit zu Zeit bleibt sie für ein paar Atemzüge stehen, schaut um zu ermessen, wie viele Kehren noch ihrer warten bis zum Fluhstöckli hinauf. Dann senkt sich ihre Haube wieder und sie nimmt mutig den nächsten steilen Stutz in Angriff.

Es ist ein seltener Anblick, eine Klosterfrau allein auf einem so einsamen Bergweg. Schwester Theodora kümmert sich nicht darum, was die Bergler und ihre Frauen sagen und denken. Sie hat einen geheimen Plan. Den will sie heute beginnen, dafür ist ihr kein Weg zu weit und zu mühsam. Sie achtet nicht auf ihre nassen Schuhe und den schmutzigen Rocksaum und auch nicht auf den Schweiß, der die Ränder ihrer Haube aufweicht.

Von oben her ertönt plötzlich ein fürchterliches Bubengeschrei, aufgeregte Rufe und Jammern vieler Mädchenstimmen. Da muß eben ein Unglück geschehen sein. Die Schwester kann von ihrem Zickzackweg nicht bis zum Fluhstöckli-Haus sehen. Ihre Schritte werden schneller. Sie hört eine rauhe Männerstimme, die mit kräftigen Ausdrükken in das Kindergeschrei hinein donnert.

Allerdings, dort oben sieht es übel aus. Die zwei jüngsten Buben, der Chasperli und der Xaveri haben sich auf der Sonnenseite des Stalls an der hohen Holzbeige ein gemütliches Bänklein eingerichtet. Sie haben Knebel zwischen die Tannenscheitli gesteckt, ein Brett darauf gelegt und sich lustig darauf gesetzt. Dann haben sie herausgefunden, daß dieser bequeme Sitz wie ein Polster nachgibt. Sie haben sich gefreut, wie ihr Bänklein wippend federt, bis auf einmal die ganze Holzbeige auf sie herabstürzte und sie unter den vielen hundert Tannenscheitli begraben lagen. Das Gepolter und Geschrei rief den kleinen Fredi, dann das Christeli, das Agnesli, das Kathrindli und das Gretli herbei, die jammernd durcheinander liefen, bis schließlich der Vater aus dem Haus trat. Dieser sah zuerst nur die schöne Holzbeige, seinen alljährlichen Stolz, jämmerlich zusammengebrochen und erfuhr erst aus den wirren Angstschreien der Mädchen, daß seine beiden lieben, kleinen Buben unter dem großen Haufen liegen. Auch die großen Buben, die in der obern Matte Wurzeln ausstachen, kamen daher gelaufen um zu helfen, die Brüderchen aus ihrem Grab zu befreien.

Just da der Vater den Xaveri aus den Tannenscheitli hochzieht, kommt die Klosterfrau hinter dem Haselnußbusch hervor und auf das Haus zu und kann gleich helfen das Blut, das aus der Nase rinnt, zu stillen. Verschwitzt und atemlos setzt sie sich auf den Dangelstock und nimmt den schreienden Bub in die Arme. Sie weiß nicht recht, schreien die beiden Geretteten vor Schmerzen, vor Schreck oder aus Angst, weil sie sich vor Vaters Strafe fürchten.

In diesem Tumult ist den großen und kleinen Leuten vom Fluhstöckli gar nicht zum Bewußtsein gekommen, was für ein seltener Besuch heraufgekommen ist. Das

war doch gewiß seit Menschengedenken die erste Klosterfrau hier oben. Vater Balz weiß nicht recht, was er mit der Schwester anfangen soll. Er trägt den schreienden Kasperli zum Brunnentrog und wäscht ihm zu allererst gründlich den Kopf. Wenn er gewußt hätte, wie die Buben seine schöne Holzbeige zum Einsturz brachten, dann hätte er ihnen allerdings auf eine andere Art den Kopf gewaschen.

Die größeren Mädchen stehen nun um den Dangelstock herum, den Finger im Mund oder gar in der Nase und reden kein Wort. Sie kennen die Klosterfrau, gehen zu ihr im kleinen Schulhaus zu Lauibach in die Schule, und sind sich von dort her gewohnt, nur dann zu reden, wenn sie gefragt werden. Erst jetzt kommt die Mutter dazu, nimmt dem Balz den tropfenden Kasperli ab und begrüßt dann die ehrwürdige Schwester: „Nein, so etwas, Sie sitzen auf dem Dangelstein. Sicher hat sie kein Mensch in die Stube eingeladen; und Euer Taschentuch voll Blut und auch noch am Kleid. Das ist nun wirklich der Gipfel. Christili!, Agnesli!, Kathrindli! Geht schnell in die Stube hinauf zum Aufräumen, damit man die gute Schwester hereinlassen kann, man muß sich ja in Grund und Boden hinein schämen. Und du, Gretli, holst schnell einen Krug voll Milch. Nein auch, die Schwester ist ja ganz verschwitzt und hier an der Hausecke zieht's wie in einem Ofenrohr." Die Klosterfrau findet nicht einmal Zeit die aufgeregte Frau zu begrüßen. Der blutende Xaveri wird mit dem tropfenden Kasperli zusammen weggeschickt: „Mit Euch zweien rede ich dann nachher, geht jetzt hier aus dem Weg!" Dann ruft sie ihrem Mann. Der aber ist mit den beiden größeren Buben um die Gadenecke davongeschlichen.

Mit viel Feierlichkeit und Umständen wird die Schwester Theodora die Hausstiege hinauf und zur Türe herein komplimentiert. Dort kann sie an einer langen Doppelreihe großer und kleiner Schuhe und den verschiedenartigsten Stallkleidern vorbei auf die Stubentüre zutasten. Beim Eintreten verduften die drei Mädchen, je mit einem Arm voll Wäsche in die Kammer. Die ehrwürdige Klosterfrau wird hinter den Tisch geladen auf das Kanapee, wo zwischen den zwei Parteien der geflickten und ungeflickten Strümpfe und Socken für eine schmale Person just noch ein Sitzplatz frei ist.

Die hundert Entschuldigungen der Mutter sind gar nicht notwendig. Schwester Theodora kann sich wohl selbst ausdenken, daß in dem kleinen Berghäuschen, in dem es von Kindern nur so wimmelt, nicht Zeit und nicht Raum genug ist, um ständig eine untadelige Sonntagsordnung zeigen zu können. Aber nicht nur deswegen, und weil gerade zwischen dem gipsernen Herz-Jesu und der Muttergottes ein Paar Finken auf der Kommode liegen, ist die Fluhstöckli-Frau so aufgeregt. Sie denkt, die Schulschwester komme gewiß nicht wegen einer Kleinigkeit den weiten und rauhen Weg hier herauf. Sie werde sich wohl in wichtiger Sache über die Kinder zu beklagen haben. Mit kühler Milch im schönsten Kaffeetaßli und mit unaufhörlichen Reden versucht sie die ehrwürdige Schwester zu beschwichtigen. Sie wisse wohl, wie ihre Kinder wild seien und unerzogen. Aber solange sie keine rechte Hilfe habe, könne sie sich mit den Kindern auch nicht so recht abgeben.

Schwester Theodora hört mit Geduld zu, beginnt aber nicht sich zu beklagen. Viel mehr fängt sie an, das älteste Mädchen, die Monika zu rühmen. Es sei auffallend intelligent und von einer erstaunlichen Auffassungsgabe, wie man es hier im Bergdorf selten antreffe. Monika mache ihr viel Freude. Die Runzeln auf Mutters Stirne glätteten sich zusehends und sie sagt: Ja, die Monika, die sei ein gar liebes Mädchen. Flink im Haushalt und versäume nie viel Zeit mit den Schulaufgaben. Immer mehr kommen beide ins Rühmen hinein. Die Mutter holt gedörrte Birnen und stellt Brot auf den Tisch. Hübsch langsam entwickelt die Schwester ihren Plan. Die beiden Frauen reden sich in eine richtige Verschwörung hinein. Dann muß das Christeli den Vater holen.

So ist es in den Häusern, in denen man nur durch die Stube in die Kammer gelangen kann. Der Vater will sich nicht in dem verschmutzten Arbeitsgewand zur Schwester an den Tisch setzen, muß also zuerst ver-

dreckt Guten Tag sagen, dann umständlich in der Kammer herumsuchen, bärsten, rumoren, die Mutter rufen und kommt dann endlich im Sonntagshemd heraus.

Auch er traut dem Besuch nicht recht. Das würde jetzt gerade noch zu dem heutigen bösen Tag passen, wenn die Schwester noch Klagen wegen den Kindern vorzubringen hätte. Am Morgen hat der Toni den vollen Milcheimer umgestoßen, dann ist das Rind vom Brunnen weg über Stock und Stein davongerannt. — Die Feuerschau ist gekommen und hat den Stubenofen beanstandet. Die schöne Holzbeige liegt am Boden. Der Xaveri hat zwei Löcher im Kopf. Das sollte doch bestimmt für heute genügen. Schwester Theodora läßt ihre schönen, feinen Hände auf der Tischplatte spielen, schaut mit ihrem milchweißen Madonnengesicht ergeben und zutraulich auf den finsteren Mann und redet wieder von der Monika, von ihrer Intelligenz, ihrem guten Gedächtnis und von ihrer Freude am Lernen: „Monika ist jetzt in der sechsten Klasse, meine weitaus beste Schülerin, jetzt entscheidet sich ihr ganzes Leben. Ihr müßt sie unbedingt in die Sekundarschule lassen."

Schwester Theodora nimmt den schreienden Bub in die Arme

Nach diesen wohlgezielten Worten verfinstert sich des Vaters Miene. Er schaut forschend zu seiner Frau hinüber. Diese hat unterdessen einen Flickstrumpf vom Kanapee genommen und ist schon eifrig in die Arbeit versunken. Die Schwester fährt sänftiglich mit Reden fort: „Der liebe Gott hat ihr diesen Verstand gegeben, damit sie ihn braucht und ausbildet. Eine solche Gottesgabe darf nicht verkümmern."

Plötzlich fährt der Vater in die milden Worte hinein: „Hat s'Moni etwas gesagt? Will es da mit Eurer Hilfe etwas durchsetzen?" Die Schwester entfaltet einen erstaunten Augenaufschlag und sagt: „Monika hat nie einen Wunsch geäußert. Monika weiß nicht, daß ich da bin. Sie weiß nur zu gut, wie notwendig hier ihre Hilfe ist."

Nun stützt der Vater die Ellbogen auf den Tisch und starrt der Schwester scharf ins Gesicht: „Wollt Ihr etwa aus dem Moni eine Klosterfrau machen? Seht Ihr denn nicht, wie wir auf dem Hungerheimetli kaputt gehen; Tag und Nacht Arbeit und Kummer. Sobald s'Moni jetzt aus der Schule kommt, brauchen wir seine starken Arme. Es muß uns einen Knecht ersetzen und eine Köchin dazu. Wir haben jetzt lange genug gewartet."

Schwester Theodora versteckt ihre Hände in den weiten Aermeln und zieht ihr Gesicht unter die Haube zurück. Sie sieht aus, als ob sie im tiefsten Innersten beleidigt worden wäre. Mit hauchdünner Stimme beginnt sie wieder zu sprechen: „Der Ordensstand ist eine Berufung. Nie habe ich an so etwas gedacht. Aber so viel weiß ich, daß man solche Gaben Gottes nicht verkümmern lassen darf. Und dann bin ich auch gewiß, daß auf einem solchen Opfer der sichere Segen Gottes ruht. Ich weiß von Eueren Sorgen, ich sehe wie notwendig Ihr diese Arbeitskraft braucht. Aber in einem Jahr ist die Christine auch so weit, ist auch kräftig und stark

und willig. Laßt doch jetzt die Monika an Ostern in die Sekundarschule gehen. Es wird sich bald zeigen, was für eine Zukunft sie erobern kann. Macht doch den Versuch, ob es nicht noch ein Jahr so weiter geht. Der liebe Gott wird Euch diese selbstlose Tat reichlich lohnen. Sie kann vielleicht Lehrerin werden, eine ausgezeichnete Lehrerin, wie ich das sehe, mit einem schönen Gehalt. Dann kann sie jedes Jahr auf diese Art helfen."

Bei dem Wort Lehrerin, fällt der Mutter die Strumpfkugel zu Boden und rollt bis unter den Ofen hinüber. Sie muß mit dem Besenstiel nach ihr angeln. Unterdessen erhebt sich der Balz in seiner ganzen Größe, stützt seine Fäuste auf den Tisch und sagt: „Also, bis in den Abend hinein ein schlechter Tag. Wäre mir lieber gewesen, Ihr hättet über die Kinder schimpfen müssen. Ich muß in den Stall." Dreht sich um und geht breitspurig hinaus.

„Ist noch gar nicht so übel gegangen", sagt die Mutter und sitzt wieder an den Tisch. Und nun flüstern die beiden Frauen über den Flickstrumpf hinüber hin und her. Dann kommen die Kinder in die Stube. Nach dem Abschied begleiten sie die Schwester den Berg hinab bis weit unter den Bannwald hinunter.

Von schlaflosen Nächten und trüben Mienen.

Im Fluhstöckli ist die Armut und die Not offensichtlich. Wie soll und kann der gute Balz auf seinem stotzigen Heimetli, mit den paar Kühen und Geißen seine vielen Kinder ernähren. Was kann er ihnen schon zu essen geben, neben der Geißmilch und den Kartoffeln, die am Rain oben wachsen. Wie bringt er es zustande, für den Winter allen Schuhe zu kaufen und Kleider.

Es gibt aber auch eine Armut, die hinter hübschen Hausfassaden, hinter schmucken Fenstern mit reizenden Vorhängen versteckt ist. Diese Armut ist nicht eben leichter zu ertragen.

Im großen Dorf Hinterwald, steht ennet dem Bahnhof ein schönes Haus mit hohem Steildach, das „Haus zum kühlen Brunnen". Ein Bächlein rinnt aus dem Garten. Die Quelle liegt unter Blumen versteckt. Vor gut zwanzig Jahren hat der Andrees, dieses Stück Land mit der Quelle gekauft und sich das Haus nach eigenen Plänen bauen lassen. Im gleichen Jahr ist er mit seiner jungen Frau Martha hier eingezogen, ein glückliches Hochzeitspaar, dem der Wohlstand Freude und Ansehen eingetragen.

Nun liegt der Andrees in seinem Bett, kann seit Wochen keinen Schlaf mehr finden, starrt in das Dunkel hinein, mit entzündeten Augen. In seinem Kopf hüpfen und purzeln Zahlen. Er rechnet und zählt, wirft sich von der einen auf die andere Seite, fängt wieder an die Zahlenreihen zu ordnen, stöhnt und schleicht im Dunkel in die Stube hinaus, greift nach Papier und Bleistift, notiert und rechnet. Immer mit dem gleichen hoffnungslosen Blick, bleibt am Tisch sitzen und starrt in die Ecke, als ob sich von dorther, wie durch eine wunderbare Erscheinung, eine Lösung, ein Ausweg zeigen sollte.

Tagsüber sitzt er bleich hinter seinem Pult, glotzt auf die Akten und Verträge und sieht darauf wieder die gleichen großen Summen, die nachts vor ihm tanzen. Nur wenn ein Besuch kommt, dann reißt er sich zusammen, dann springt er auf, schüttelt kräftig die dargebotene Hand, gibt blitzschnelle Antworten, greift nach seinen Büchern, notiert sich Paragraphen und Texte, lacht und ist wie immer der kluge, einfallsreiche Ratgeber. Und dann, wenn der Besucher aus der Türe getreten ist, dann sinkt Andrees wieder in seinem Bürostuhl zusammen, greift an den müden Kopf, bohrt mit den Blicken Löcher in die Papiere und denkt an sein Elend, seinen Ruin.

Frau Martha kommt dann und wann in seine große Schreibstube hinein, versucht ihn abzulenken, streut den Vögeln Futter auf das Fenstersims und geht betrübter, als sie gekommen ist, wieder an ihre Arbeit. Oder sein Sohn Stefan kommt von einem auswärtigen Auftrag zurück, stramm und rassig, voller Leben, bringt einen Wirbelwind von Berichten heim, erzählt von seinen Besprechungen und Begegnungen in

der Stadt. Aber was er Fröhliches und Amüsierliches zu erzählen hat, das fällt wie Tropfen in einen grundlosen Brunnen. Die gute Laune verfliegt und verdirbt in diesem Raum, der voll ist von aussichtslosen Gedanken, von Mutlosigkeit, von den immer gleichen Berechnungen, die mit großen fehlenden Summen enden.

Wie kann sich doch die Stimmung in einem Haus, in einer Familie in kurzer Zeit verändern. Bis vor wenigen Wochen erfüllte Heiterkeit und Frohsinn dieses heimelige Haus. Arbeitsfreude, Erfolg und Wohltun wohnten als tägliche Gäste bei ihnen. Und jetzt kriecht die Angst vor jedem Brief, vor jedem Telefonanruf, vor jedem Erklingen der Hausglocke durch alle Räume. Andrees, der vorsichtige und untadelige Mann, der seit seinen jungen Jahren immer überlegend, prüfend Stein auf Stein zu seinem Familienglück gefügt hat. Wie lange hat er gezögert und gewartet, bis er damals wagte, seiner geliebten Martha die Ehe anzutragen. Wie genau hat er alle die Pläne für sein Haus geprüft, die Berechnungen erwogen. Und hat sich gefreut, daß seine Mittel ihm erlaubten am Haus einen eigenen Trakt für seine zwei Büro und die Garage anzubauen.

Frau Martha streut den Vögeln Futter auf das Fenstersims

Schon damals war er weit herum bekannt als der zuverläßige, grundehrliche Sachwalter, der gesetzeskundige Vertrauensmann vieler Unternehmen. Hinter seinem Arbeitsplatz lagen in einem mächtigen Schrank die Akten und Bilanzen verschiedener Aktiengesellschaften, Fabriken und Handelshäuser. Während dem Krieg verwaltete er für einige ausländische Klienten große Summen, die diese gerne in der sicheren Schweiz in treuen Händen beließen. Er kümmerte und bemühte sich um diese Gelder mit einer Sorgfalt, als ob es sein eigener Besitz gewesen wäre, auch wenn er jahrelang mit seinen Auftraggebern weder schriftlich noch mündlich in Verbindung treten konnte, weil die Grenzen während der so wechselvollen Kämpfe vollständig gesperrt waren. Und nun brach seine Vertrauenswürdigkeit, sein Vermögen, sein Ansehen in jähem Sturz zusammen. — Noch war seine Not nicht unter die Leute gedrungen. Nur unter den Eingeweihten und in Kreisen der Banken wurde davon gesprochen. — Aber morgen schon konnte ein unvorsichtiger Schwätzer wilde Gerüchte ausstreuen und den unvermeidlichen Sturz in den Ruin beschleunigen. Er lebte in der Angst, jeder Morgen könne die niederschmetternde Nachricht bringen, jeder Tag den Zusammenbruch auslösen. Jede Stunde erwartete er den gefürchteten Blitzschlag. Seine Nerven waren gespannt wie Saiten.

Wie die Klosterfrau von der Barmherzigkeit redet.

Schwester Theodora, die unternehmungslustige Klosterfrau und Lehrschwester von Lauibach hat allerdings keine Ahnung von diesem drohenden Unglück, da sie nun eiligen Schrittes auf das Haus zum kühlen Brunnen zugeht, energisch auf den Klingelknopf drückt und auf einen freundlichen

Empfang wartet. Frau Martha führt sie in die Stube und ruft ihren Mann.

Unterdessen hat Schwester Theodora Zeit die schönen Bilder an der Wand zu betrachten, die schweren stilvollen Möbel aus Nußbaumholz, die duftigen Vorhänge an den hohen Fenstern und den fremdländischen Teppich, der sich mit herrlichen Blumenmustern fast über den ganzen Boden ausbreitet. In dieser vornehmen Ausstattung wird ihr geradezu etwas bang um ihr Anliegen, das sie den Leuten hier vorzutragen gedenkt.

Sie begrüßt den Herrn Andrees mit einigem Herzklopfen. Die Einladung zu einem Schnäpsli und Konfekt lehnt sie dankend ab. Sie spürt irgendwie, daß es hier besser sei, nicht lange um die Sache herumzureden. Also beginnt sie nach wenigen einleitenden Sätzen: „Sie haben mir schon oft in meinen Anliegen um die arme Bergschule in Lauibach geholfen, ich möchte Ihnen dafür nun einmal persönlich herzlich danken und, Sie wissen ja selbst, wie wenig wirklich freigebige, wohltätige Leute zu finden sind, so komme ich mit einem neuen Gesuch zu ihnen. Diesmal nicht nur finanziell, mehr eigentlich mit einem Apell, Ihre Güte und Ihre feine Lebensart einem jungen Menschen zu widmen.“ Andrees sieht bei diesen Worten mit einem vielsagenden Blick zu seiner Frau hinüber. Diese schaut sogleich auf ihre nervös spielenden Hände auf dem Tisch. Die Klosterfrau erzählt unentwegt weiter: „Zu oberst im Dörfli Lauibach lebt eine Bauernfamilie mit elf Kindern in furchtbar armseligen Verhältnissen. Das älteste Meitschi, die Monika ist nun in der sechsten Klasse, ein überaus intelligentes, braves Kind. Ich bin nun bald fünfzehn Jahre als Lehrschwester in Lauibach. Noch nie habe ich ein so hellwaches, begabtes Mädchen in der Schule gehabt. Die guten Leute brauchen das Mädchen dringend für die Arbeit und haben auch kein Geld für eine weitere Ausbildung. Ich möchte nun für's Leben gern dem Kind, wenigstens die Sekundarschule ermöglichen. Der Weg von hier bis zu ihm heim, ist weit und unendlich mühselig. Es sollte hier im Dorf an den Tagen, da es zur Schule geht, bei kräftiger Kost zu Mittag essen können, vielleicht auch, im strengsten Winter und bei üblem Wetter ausnahmsweise einmal übernachten können. Was habe ich mir den Kopf ausstudiert und nachgesonnen, wen ich um diese Wohltat bitten dürfe. Und darum bin ich da und habe mir gedacht, wenn Sie die Güte haben wollten, wäre das über alle Massen herrlich für das Kind, weil es zugleich auch etwas von Ihrer guten, feinen Lebensart in sich aufnehmen könnte.“

Frau Martha will etwas einwenden. Schwester Theodora aber, die unverwandt in das tiefernste Gesicht des Herrn Andrees blickt, beachtet dies nicht und fährt fort: „Ich weiß, wie ein fremdes Kind das gewohnte und harmonische Familienleben stören kann. Ich weiß, wie schwer es ist, täglich auf einen Gast Rücksicht zu nehmen, der aus so einfachen und andersartigen Verhältnissen kommt. Ich weiß aber auch, daß Sie ermessen können, was damit diesem jungen Menschen für sein ganzes Leben getan werden kann.“

Nun unterbricht aber Frau Martha geschwind den linden Redestrom: „Gute Schwester, Sie haben keine Ahnung, wie sehr Sie mit Ihrem Anliegen im unmöglichsten und ungeschicktesten Augenblick daherkommen. Ich kann Ihnen den Grund jetzt leider nicht erklären, Sie werden Ihn gewiß früh genug erfahren. Aber ich will mich bei befreundeten Familien erkundigen und nicht nachlassen bis ich ein Plätzchen für die kleine Monika gefunden habe.“

Schwester Theodora ist etwas überrascht von diesen undurchsichtigen Worten und sieht, wie Herr Andrees schweigend und müde dasitzt. Sie denkt, der Mann hat sicher nichts dagegen, aber er ist unglücklich, daß er nicht zustimmen kann. Ein abgründiger, seelischer Schmerz breitet sich auf seinen Zügen aus. Am liebsten hätte sie ihm gut zugeredet und ihn aufgemuntert, aber wie soll sie das tun. Sie beschränkt sich also darauf herzlich zu danken und erhebt sich um Abschied zu nehmen.

Andrees begleitet sie bis zur Haustüre, gibt ihr mit kräftigem Druck die Hand und sagt, während ein heiterer Schimmer über

Der Landsgemeindering zu Wil an der Aa

Ein Bild von Leonard von Matt aus dem Buch von K. Vokinger, Nidwalden, Land und Leute

seine Züge gleitet: „Schwester, es ist das noch nicht das letzte Wort in dieser Sache. Ich werde Ihnen Bericht geben und, so Gott will, einen guten Bescheid."

Schwester Theodora geht von dem Haus zum kühlen Brunnen fort, mit dem Gefühl, ihr Anliegen in guten Händen zu wissen, aber doch seltsam bedrückt, von dem drohenden Unglück, von dem sie nur die Anzeichen erfahren hat. Sie schwenkt gegen den Bahnhof hinüber, wartet dort jedoch nicht auf den Zug. Sie geht mit ihren kurzen, schnellen Schritten auf den Dorfplatz und die Hauptstraße zu. Sie will den ganzen Weg zu Fuß gehen, den Monika voraussichtlich nun bald manchen Morgen und Abend zu gehen hat.

Am Büro-Fenster steht Stefan und schaut der Schwester nach, während sein Vater eintritt. Seitdem er vor einem Jahr aus der Rekrutenschule heimgekommen ist, arbeitet er auf Vaters Büro. Er hat seine Banklehre mit Auszeichnung bestanden und will sich nun in die Geheimnisse der Vermögensverwaltung und Wirtschaftsberatung einarbeiten. Es war immer sein Wunsch gewesen, dem Vater in seinen Geschäften zu helfen. Er träumte mit jugend-

lichem Selbstvertrauen davon, die bestehenden Verbindungen einmal großzügig zu erweitern. Nur ungeduldig und rebellisch ertrug er die unglückliche finanzielle Lage. Er benützte jede Gelegenheit dem Vater zu sagen, daß all dies nicht geschehen wäre, wenn er daheim gewesen und hätte mitreden können. Andrees setzt sich an sein Pult, beugt sich über die unterbrochene Arbeit und spricht halblaut vor sich hin: „Die gute Schwester Theodora, sie hat keine Ahnung vom Leben." Halb witzig, halb spitzig bemerkt Stefan dazu: „Sie hat Dir wohl einige große Banknoten gebracht. Dort liegt ein Brief, der inzwischen gekommen ist, bis in einer Woche sollen zehntausend Franken auf der Grundhof-Schuld abbezahlt sein. Und was machen wir mit den Sicherheiten, die gestern verlangt worden sind?" Der Vater schaut auf seinen Sohn mit einem Blick, der Schonung und Mitleid heischt, greift dann nervös nach dem Schreiben der Bank und vergräbt seine Stirn müde in die Hände.

Stefan nimmt den Hut und geht wortlos hinaus. Er kann diesen Jammer nicht mehr mitansehen.

Wie eine Wohltat die trostlosen Herzen beglückt.

Andrees achtet nicht darauf, daß Stefan fortgeht. Er hört seine Schritte nicht und nicht das Zuschlagen der Türe. Seine Gedanken wandern über Monate zurück, bis zu jener Stunde, da Herr Müller zu ihm hierher ins Büro kam und ihm voller Geheimnisse und im verschwiegensten Vertrauen die Pläne der großen Fabrik unterbreitete. Das war die entscheidende Stunde. Von diesem Besuch an nahm das Unglück seinen Lauf.

Herr Müller legitimierte sich als Beauftragter eines chemischen Unternehmens in Basel, das hier in der Dorfnähe auf dem Grundhof eine neue Fabrik zu bauen beabsichtige und eine große Arbeiter-Siedlung. Damit nicht geldgierige Spekulanten von dieser Absicht erfahren, und die Grundstücke nicht zu stark im Preise steigen, solle Andrees, als einheimischer Vertrauensmann den Grundhof, und später vielleicht auch noch andere, in der Nähe liegende Heimwesen auf seinen Namen kaufen. Andrees wußte wohl, daß eine wilde Spekulation einsetzen würde, wenn das Geheimnis nicht gewahrt bliebe. Er erkundigte sich aber trotzdem über diesen Herrn Müller und seine Beziehungen zur besagten Fabrikunternehmung.

Alle Informationen waren übereinstimmend gut. Die Schriftstücke, die Herr Müller vorlegte, waren von den Direktoren unterzeichnet. Andrees verhandelte mit dem Bauer auf dem Grundhof. Dieser dachte nicht daran, sein Heimwesen zu verkaufen, es sei denn zu einem Preis, der ihm erlaube einen größeren und schöneren Hof aus dem Erlös zu kaufen. Andrees mußte also gut den doppelten Preis für das Grundstück bezahlen. Dazu blieb dem Verkäufer das Recht auf seinem Heimwesen zu bleiben, bis er in einem neu erworbenen Hof einziehen könne. Der Vertrag wurde abgeschlossen und im Grundbuch eingetragen.

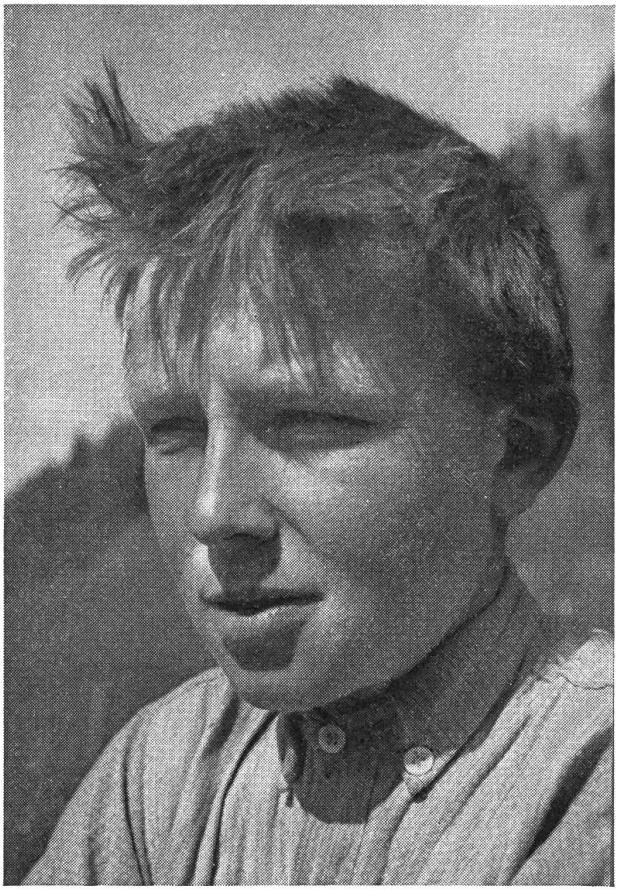
Andrees erlegte die erste Anzahlung aus seinem eigenen Vermögen und stellte hierfür und für die daraus folgenden Verpflichtungen, für seine vielen Bemühungen und Verhandlungen Rechnung an die Direktion der Fabrik. Als Antwort kam ein Schreiben von Basel zurück, das wohl imstande gewesen wäre einen starken, gesunden Mann um den Verstand zu bringen. Die Basler Herren teilten in wenigen Worten mit, daß wohl ein Irrtum vorliegen müsse. Sie hätten keineswegs die Absicht in dieser Gegend eine Fabrik zu bauen. Es sei bisher auch nie davon die Rede gewesen. Die gestellte Rechnung werde deshalb nicht anerkannt. Sie hätten niemand den Auftrag gegeben, das besagte Grundstück zu kaufen.

Nach schlaflosen Nächten, war Andrees damals nach Basel gereist, hatte die Briefe und Auftragsbescheinigungen vorgelegt. Sie erwiesen sich als gefälscht. Der feine Herr Müller hatte sich vom Verkäufer des Grundhofes eine große, runde Summe für die Vermittlung ausbezahlen lassen und war daraufhin von der Bildfläche spurlos verschwunden.

Andrees hatte versucht, den Kauf rückgängig zu machen. Aber der Grundhof-

Bauer hatte bereits Verpflichtungen eingegangen zur Uebernahme eines auswärtigen, großen Hofes.

Seitdem mußte Andrees ein Spiel treiben, das seiner Natur und seinem ganzen Wesen widersprach. Er durfte mit keinem Menschen über seinen Verlust sprechen, um seinen Kredit und sein Ansehen nicht zu erschüttern, mußte vor den Leuten fröhlich und ungezwungen erscheinen. Dabei verfolgte ihn der hereinbrechende Ruin Tag und Nacht. Es kamen die Termine, mit den vertraglich festgesetzten Abzahlungssummen. Andrees mußte Geldquellen suchen. Sein Vermögen war in diesem Handel vollständig verschwunden. — Wohl lagen in seinem Bankdepot große Vermögenswerte. Aber diese gehörten seinen Klienten. Eher hätte sich Andrees von seinem mühsam aufgebauten Geschäft, von Haus und Heim vertreiben lassen, als daß er einen einzigen Franken fremden Geldes für seine Not widerrechtlich verwendet hätte. — In diese ausweglosen Gedanken hinein kam Frau Martha ins Büro, ging zu den Blumen, nahm die dürren Blätter ab und goß Wasser nach. Am Fenster blieb sie stehen und sagte: „Was meinst Du Andrees, ich möchte wegen der kleinen Monika zur Frau Förster hinüber gehen. Sie ist eine so gute Frau, ist einsam und hätte vielleicht Freude dem Kind über Mittag ein Heim zu bieten, und ein Gastzimmer hat sie auch, so viel ich weiß. Der Mann am Pult schaute auf. Er mußte seine Gedanken von weit her zurückholen. Den Blick in die Ferne gerichtet, sagte er: „Wart noch." Frau Martha wollte ihn nicht in dem versonnenen, grüblerischen Zustand allein lassen. Sie setzte sich in den tiefen Polstersessel, der für die Besuche bereit stand und schwieg.



Nidwaldner-Bub
Foto Leonard von Matt

Da Andrees lange, ohne seinen Blick vom Fenster abzuwenden stumm blieb, begann sie wieder: „Aber Du wirst doch nicht daran denken, daß wir jetzt, in dieser Lage solche Kosten für ein fremdes Kind übernehmen können. Wir können dem Mädchen mit diesem weiten Schulweg nicht nur Kaffee und Rösti aufstellen, müssen ihm etwas auf den Heimweg mitgeben, dann fehlen ihm wohl Kleider und Schuhe und weiß der Himmel, was alles noch damit zusammenhängt. Und das jetzt, da wir nicht wissen, welchen Tag wir das Haus verkaufen müssen." — Bei den letzten Worten zuckte ein heftiger Schmerz über das Gesicht des schweigenden Mannes. — Martha begann nach langer Pause wieder: „Vor wenigen Tagen habe ich Dir meine letzten ersparten und ererbten Franken gebracht. Ich sah wohl, wie schwer es Dir fiel, sie anzunehmen."

„Meine liebe Frau", hob er endlich mit Reden an, „Du hast recht gesehen, es fiel mir furchtbar schwer. Aber wir dürfen wegen dieser Not nicht die Richtung verlieren. Wir dürfen nicht vom geraden Weg abgehen, den wir bisher immer miteinander gegangen sind. Du weißt, Du allein weißt, wie sehr wir jetzt von Gottes Barm-

herzigkeit abhängig sind. Dürfen wir von Gott Barmherzigkeit erwarten, wenn wir selber so ein Kind von unserer Schwelle fortschicken. Ist das nicht vielmehr eine Anfrage an uns? Eine Probe auf unser Vertrauen. Damit sich an uns die Worte bewähren sollen, 'seid barmherzig, damit auch ihr Barmherzigkeit erlanget'. Der liebe Gott, der alles fügt und lenkt, hat nicht ohne Absicht die gute Klosterfrau zu uns gesendet."

Frau Martha, in den weichen Polsterstuhl versunken, sah, wie sich die Züge ihres Mannes aufhellten, hörte, wie seine Worte aus tiefstem Innern kamen, gewissermaßen mit prophetischem Ernst. Andächtig lauschte sie. „Gerade das und besonders jetzt ist dies mir ein Zeichen, daß der liebe Gott eine Antwort von uns will. Meine liebe Frau, diese Antwort darf nicht kleinlich sein. Keine Ausrede will er, keine flehenden Worte, eine Tat."

Nun erhob sich Martha, kam um das Pult herum auf ihren Mann zu, legte sanft ihren Arm auf seine Schultern und sagte schließlich: „Jetzt sehe ich Dich, seit langer Zeit zum ersten Mal wieder, wie Du bist, wie Du immer warst. Du guter, lieber Mann. Hast doch die ganze schwere Zeit Dein gutes Herz bewahrt. Ich danke Dir, Du Lieber Du!" Sie nahm seinen Kopf in ihre gütigen Hände, richtete ihn auf und gab ihm einen treuen Kuß.

In diesem Augenblick kam, seit vielen, vielen Wochen zum erstenmal wieder, eine befreiende Beglückung über sie.

Von einem schönen Gruß und einem mageren Blumenstrauß.

Stefan wäre für solche Gedankengänge nicht eben aufnahmefähig gewesen. Das Geld kommt nicht vom Himmel, hätte er gesagt, Geld kommt von der Bank, oder als Lohn für die Arbeit, oder als Entgelt für einen Verkauf. Aber wenn er sich schon vor lauter Jammern das Rauchen abgewöhnen soll, wenn auf dem Tisch an sechs Tagen der Woche das Fleisch fehlt, jeder Franken für Benzin oder ein Bahnbillet zuerst zehnmal in der Hand umgedreht wird, bevor es in seinen Geldbeutel kommt, dann soll man sich nicht noch in Unkosten stürzen für fremde Leute, die uns nichts angehen, und die er noch nie im Leben gesehen hat. Auf solche Klosterfrauen-Ideen fällt der Stefan nicht herein. Er hat in seinen Jahren auf der Bank seine Augen offen behalten. Er weiß, wo das Geld hinfließt, es sammelt sich bei den Reichen. Er weiß auch, wie es davonfließt. Es sind die Dummen, die es fortrinnen lassen, die Ewigdummen.

Darum ließ er sich nie auf Träume ein. Er wußte, sein Vater mußte dringend Geldquellen finden. Also setzte sich Stefan an die Schreibmaschine und schrieb am schönsten Flühlings-Sonntag Briefe. Vater und Mutter mochten im Garten sitzen und wehmutsvoll die Blumen und Käfer betrachten, er stürzte sich in die Arbeit und versuchte auf eigene Faust bei Bankfreunden und Dienstkameraden Verbindungen anzuknüpfen.

Mitten in seinen Eifer und in das Klappern seiner Schreibmaschine hinein gellte die Hausglocke. Stefan klapperte seinen begonnenen Satz zuende und ging wütend über die Störung zur Haustüre. Dort stand ein Mädchen mit roten Backen, mit Züpfen, in die schmale, rote Bändel eingeknüpft waren. Sein Kleidchen schien um die Jahrhundertwende modern gewesen zu sein. In der Hand hielt es einen mageren Strauß Blumen.

„Was willst Du?", frug Stefan. „Wohnt da der Herr Andrees?", kam die Frage zurück. „Ja, warum?", gab Stefan zur Antwort. Da schaute das Mädchen mit seinen großen, braunen Rehaugen zu ihm auf und sagte: „Ich bin s'Monika". Stefan konnte nicht mehr ernst bleiben, etwas freundlicher stellte er die Frage: „Ja, und was willst Du?" „Ich soll mich einmal zeigen, hat die Mutter gesagt." Stefan lachte: „Ja gut so, zeig Dich", nahm das Kind bei den Schultern und drehte es ringsum, „und jetzt, was willst Du noch?"

Monika ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. „Ich soll dem Herrn Andrees und seiner guten Frau die Blumen abgeben." Stefan begann sich zu amüsieren: „Und mir, mir willst Du die Blumen nicht geben?"

„Ihr seid wohl nicht der Herr Andrees". „Nein, aber ich bin sein Sohn." Staunend sagte das Kind: „So groß, das hätte ich nicht gedacht." Lachend nahm Stefan das Mädchen bei der Hand, führte es hinein und sagte: „Gut, so wollen wir denn Deinen Herrn Andrees suchen gehen." Er schritt mit ihm durch die Halle, durch die hintere Stube und zur Gartentüre hinaus. Monika starrte an die Wände hinauf, die Bilder und die Leuchter, die herrlichen Möbel und Blumen. So viel Schönes hatte es noch nie beisammen gesehen. Und erst dieser prächtige Garten.

Zögernd und ganz benommen von den vielen sehenswerten Dingen, folgte es der führenden Hand und sah sich auf einmal vor Stefans Vater und Mutter, die hinter einem Busch auf der Gartenbank sassen. Stefan verbeugte sich stilvoll und sagte mit galanter Höflichkeit: „Darf ich vorstellen, Fräulein Monika mit Blumenstrauß kommt zum Tee." Andrees und die Mutter waren wohl in ein ernstes Gespräch verstrickt, sie konnten sich nicht so schnell von der Ueberraschung erholen. Inzwischen trat Monika einen Schritt näher und sagte: „Einen schönen Gruß von der Mutter soll ich bringen und die Blumen. Und soll mich einmal zeigen."

„Einen schönen Gruß von der Mutter soll ich bringen und den Blumenstrauß"

Nun fand, zu Stefans Erstaunen eine herzliche Begrüßung statt. Die Mutter bekam nasse Augen, während sie dem Mädchen über die streng gescheitelten Haare strich. Der Vater griff kurzerhand zu und setzte die Monika mit samt dem Blumenstrauß zwischen sich und seine Frau auf die Bank. „Wie lange bist Du jetzt gelaufen von daheim bis zu uns?" fragte der Vater. Mit seiner hellen zutraulichen Stimme gab das Mädchen Bescheid: „Gut zwei Stunden, aber hinauf habe ich länger. Es ist gar so stotzig den Bannwald hinauf und den Riedhang. Aber die Mutter hat gesagt, sie kaufe mir ein eigenes Laternli wegen der Nacht." „Freust Du Dich, hier in die Schule zu gehen?" „Ja schon, aber ich weiß nicht, ob die Lehrerin auch so gut ist, wie in Lauibach." — Stefan hörte eine Zeit lang dem Frag- und Antwortspiel zu, dann aber wollte er endlich wissen, was hinter dieser Vertrautheit und Herzlichkeit verborgen sei. So konnte schließlich Monika bei Brot und Käse, gemütlich am Gartentisch sitzend zuhören, wie der Vater seinem Sohn erzählte, was alles hinter seinem Rücken vereinbart und abgekartet worden war. — Monika wähnte sich im siebenten Himmel. Hier sollte es nach Ostern zu Tisch sitzen, hier in diesem Haus mit all seinen Herrlichkeiten, sollte es aus und eingehen dürfen, bei diesen guten, lieben Leuten, die es so herzlich willkommen hießen, viele Monate zu Gast sein. Welch ein Glück!

Auf dem Heimweg hüpfte Monika übermütig an den surrenden Autos vorbei, schwang sein Säckli mit Nüssen, wie eine Aelplerfahne über dem Kopf. Den Berg hinauf nahm es alle Abkürzungen. Im Hui sprang es die Stiegen im Schulhaus Lauibach hinan, um der Schwester Theodora von all den Herrlichkeiten und seinen Erlebnissen zu erzählen.

Daheim berichtete es der Mutter mit leuchtenden Augen von dem Märchenland im Haus zum kühlen Brunnen. Seine Brüder und Schwestern saßen dicht gedrängt um den Tisch und hörten zu, wie es erzählte, von Bildern an der Wand, von einer Muttergottes in goldenem Mantel, die in der Stube auf der Kommode stand. Von einem richtigen Bächlein, das durch den Garten floß, und dem Herrn Andrees, der eine goldene Uhr um das Handgelenk gebunden hatte. Der Vater auf dem Ofenbänkli, der im Halbdunkel lange in einem alten Amtsblatt herumschnüffelte, kam schließlich auch an den Tisch und hörte zu, stellte Fragen und wollte Genaues wissen, bis er auf einmal die ganze aufgeregte Gesellschaft ins Bett schickte.

Mitten im Glanz und im Elend.

Stefan war ein Glücksvogel. Beim Jassen bekam er immer gute Karten. Wenn er in der Rekutenschule in einem Restaurant an einen Spielautomaten herantrat und eine Münze wagte, dann fielen immer einige Franken für ihn heraus. Wenn er sich einen lustigen Abend erlauben wollte, traf er immer die geeignetsten Leute beisammen. Fast bei jeder Wette, war er der Gewinner. Er vertraute gerne seiner glücklichen Hand und erlaubte sich dann und wann einen kühnen Griff.

Seine leichte Art, über alle Hindernisse zu springen, sein jugendlicher Leichtsinn konnte nicht begreifen, daß sein Vater scheinbar untätig und wie gelähmt, dem drohenden Ruin entgegensah. Stefan konnte ja nicht wissen, daß der Vater während den schlaflosen Nächten alle Möglichkeiten überprüfte, neue Pläne ausbrütete und stundenlang in seinem Büro an der Schreibmaschine saß. Stefans Geduld war zum Zerreißen gespannt. Er konnte nicht mehr länger zusehen, wie seine liebe Mutter sich grämte, in wenigen Wochen mager, bleich und unsicher wurde, wie sich tiefe Furchen in ihr gutes Gesicht eingruben.

Stefan wollte auf eigene Faust etwas unternehmen, um den Vater aus der fürchterlichen Umklammerung heraus zu reißen. Um dem unerträglichen Zustand ein Ende zu setzen. Er schmiedete seinen eigenen Plan und vertraute auf sein Glück.

Vater Andrees verwahrte unter anderem in seinem Tresor auf der Bank Wertpapiere und Geld, das einem reichen Holländer gehörte, und das seit dem Beginn des Krieges seiner Verwaltung anvertraut war. Die Abrechnungen und Zinsgutschriften wurden an eine Deckadresse gesandt. Der reiche Ausländer kümmerte sich scheinbar nicht um diese Summen. Stefan borgte sich heimlich Vaters Tresor-Schlüssel, nahm von diesem Geld zehn Tausender-Noten und legte den Schlüssel wieder in die Stahlkassette in Vaters Büro zurück. Zwei Tage später reiste Stefan in Vaters Auftrag nach Zürich, um eine Liegenschaft zu besichtigen. Er blieb aber nicht lange in der Stadt, reiste weiter und über die Grenze.

In später Abendstunde kam er in dem fremden Kurort an, erkundigte sich nach dem Spielkasino und eilte bald mit kühnen Schritten über die verschlungenen Wege des weiten Parkes auf die Fenster des hell erleuchteten Kursaals zu.

Welch ein Leben, welch ein Glanz bot sich seinen Blicken dar. In weiten Sälen tanzten stolze Paare. Damen in seidenen, rauschenden Kleidern prominierten mit Herren in Frack und weißen Westen. Diener, wie Diplomaten gekleidet, standen an allen Ecken. Stefan, in seinem besten Sonntagsanzug, kam sich vor wie ein Hüterbub. Aber seine dicke Brieftasche und sein lange ausgeheckter Plan, gaben ihm Mut. Er trat in den Saal, in dem an grünen Tischen um hohe Beträge gespielt wurde. Feine Damen mit goldenen und blitzenden Schmuckketten, rauchende Herren mit gierigen Blicken, und auch einfachere Männer, die nicht besser als Stefan gekleidet waren, saßen dicht gedrängt um den Roulett-Tisch. Schweigen und gespannteste Aufmerksamkeit beherrschte diesen Saal. Nur die Stimme des Croupiers erhob sich in kurzen Abständen über den aufsteigenden Cigaretten-Rauch. Dann und wann ertönten die zarten, klimpernden Sprünge der rollenden Kugel.

Hinter einer Dame, in tief ausgeschnittenem, grünschimmerndem Kleid, blieb Ste-

fan stehen und schaute lange dem aufregenden Spiel zu. Mit kühler Ruhe sammelte der Spielleiter die gesetzten Beträge und warf elegant dem Gewinner, die entsprechende Summe zu. Stefan kannte das Spiel aus vielen Erzählungen und hatte sich in den letzten Tagen über den Verlauf und die Regeln genau informiert. Ihm gegenüber saß ein Herr, der mit Vorsicht und mit offensichtlichem Glück spielte und immer wieder neue Summen, zu dem bereits Gewonnenen einstreichen konnte. Stefan beobachtete ihn scharf. — Genau so wollte er auch spielen und das vier-fünffache seines mitgebrachten Geldes gewinnen.

Sobald ein Platz frei wurde, setzte sich Stefan mit heftigem Herzklopfen an den Tisch. Er wagte vorsichtig kleine Beträge und siehe da, sein gewohntes Glück brachte ihm prompt überraschenden Gewinn. Er verwahrte das mitgenommene Geld in seiner Tasche und spielte nun ausschließlich mit dem bereits Gewonnenen. Das war ja herrlich, das Geld strömte nur so daher. Stefan wurde mutiger, frecher. Zwischen hinein, gab es ein oder zweimal einen Verlust. Bald aber rollte die Kugel wieder auf die von ihm bezeichnete Farbe oder Nummer. Bei dreißigtausend Franken mache ich halt, dachte Stefan, unerbittlich halt. Er rechnete blitzschnell die neu dazukommenden Beträge zusammen. Sein Puls hämmerte in seinem Kopf, seine Finger zitterten. Nun setzte er seinen bisher höchsten Betrag. Pech! Der Croupier sammelte seine Scheine ein. Dieser schmerzliche Verlust warf seine Berechnungen über den Haufen. Aber nur nicht Zeit verlieren, dachte er, nur den nächsten Gewinn nicht verpassen.

Mit kühler Ruhe sammelte der Spielleiter das Geld auf den Spieltischen ein

Eine ganze Serie von Verlusten reihte sich diesem an. Stefan mußte wieder zu den Scheinen in seiner Tasche greifen. Mit verbissenen Zähnen lauerte er auf die hüpfende Kugel. Das nächste Mal muß ich wieder Glück haben, das weiß ich ganz gewiß, setzte und gewann. Er wurde frecher und verlor. Auf und ab, auf und ab, beglückt und wieder geschlagen, diesem aufreizenden Wechsel hielt Stefan scheinbar ruhig stand. Aber seine Nerven waren bis auf das Äußerste gespannt. Nach zwei, drei Gewinnen, sah er in seiner fortflatternden Phantasie den Vater, dem er lächelnd mit dem vielen gewonnenen Geld alle Sorgen verjagen konnte. Nach schlimmen Verlusten, sah er sich vor Gericht, mit Schande beladen. Die Reihen der Spieler lichteten sich. Bald sollte das Kasino geschlossen werden. Stefan wagte nach so großem Verlust nicht abzubrechen. Jetzt, in letzter Stunde mußte ihm das Glück noch einmal hold sein. Er wollte ja nicht für sich spielen. Nur einen Teil der Summe wollte er gewinnen, die der Vater durch den frevelhaften Betrug verloren hatte. Noch einmal lächelte ihm das Glück zu. Dann, in der letzten Viertelstunde verlor er ohne Pause, wie hoch er auch setzte, wie verbissen und frech er auch auf sein Glück vertraute.

Schwankend schritt er aus dem Saal. Wie von schlechtem Fusel betrunken, taumelte Stefan dem Ausgang zu, die breite

Stiege hinunter und in den schönen Park hinein.

Ein prächtiger Frühlingsmorgen dämmerte herauf. Stefan fror. Kraftlos und zerschlagen sank er auf eine Bank. Die letzten Gäste vom Tanz glitten an ihm vorüber. Liebespaare eng umschlungen und beseligt flüsternd, schritten über das knirschende Kies. Er sah und hörte kaum etwas. Er starrte auf den Boden, wo ein hüpfender Spatz nach Futter suchte. Er spürte keinen Hunger, nur Kälte und Elend.

Ein Gärtner kam, begann in seiner Nähe den Weg zu säubern. Stefan schaute ihm, wie aus einem bösen Traum erwachend zu. Ach, könnte ich doch seine grüne Schürze anziehen, in seine Kleider schlüpfen und hier bleiben, dachte Stefan, hier diese simple Arbeit tun, jeden Tag, und alles vergessen, alles was vorher war begraben und auslöschen. Wie tief beneidete er diesen alten Mann, der ruhig in froher Morgenstimmung seine Arbeit tat.

Der grelle Pfiff einer Lokomotive weckte ihn vollends aus seinem Gedankennetz. Er mußte ja heim. Mußte einen Zug erreichen und dann Stunde um Stunde, Kilometer um Kilometer näher an sein böses Schicksal heranfahren. Mußte vor den Vater hintreten, der Mutter in die Augen schauen. Und dann würde wohl sein Diebstahl an den Tag kommen, das Gericht und das Zuchthaus.

Wie ein alter, kranker Mann, eingesunken und mit unsicheren Schritten, wankte Stefan durch die Stadt auf den Bahnhof zu.

In Angst vor geschlossenen Türen.

In Zürich machte Stefan einen Aufenthalt. Er telefonierte heim und besuchte einen Freund. Mit ihm pflegte er eine lange und ernste Beratung, die für sein späteres Leben von großer Bedeutung werden sollte. Zuerst fuhren sie mit dem Tram in den Wald auf den Zürichberg hinauf. Dann nahm ihn der Freund noch mit auf die internationale Handelsbank ins Büro seines Vaters.

Bei dieser Begegnung hat Stefan zum Teil seine Ruhe wieder zurückgewonnen. Aber das Schwerste blieb ihm nicht erspart, die Heimkehr und die Aussprache mit dem Vater.

Mit dem letzten Zug fuhr er ins Dorf ein. Schon vom Bahnwagen aus sah er, daß daheim nirgends mehr Licht war. Stefan wagte nicht ins Haus zu gehen. Er schlich in den Garten und setzte sich auf eine Bank. Der Mond, der immer wieder aus dem vorüberziehenden Gewölk auftauchte, beschien mit einem fahlen Licht die Gartenfront des stolzen Hauses, glitzerte in den hohen Fenstern, geisterte auf den nassen Ziegeln des hohen Daches und ließ das vertraute Bild wieder in ein schemenhaftes Dunkel versinken. So, wie es jetzt aus dem Licht versinkt, dachte Stefan, wird es aus unserem Besitz verschwinden. Nur Wehmut und Leid und Not wird davon zurückbleiben, und ich bin schuld daran. Stefan wußte, daß der Vater fast jede Nacht aufstand und durch die Räume ging. Er wollte darauf warten.

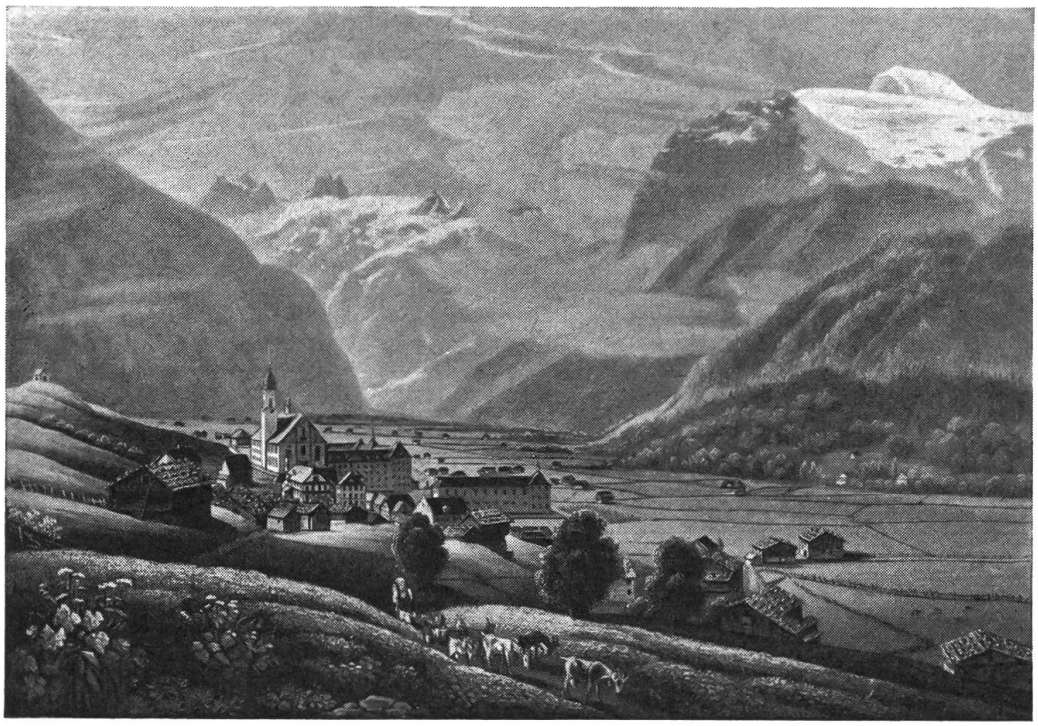
Ein leichter Regen rieselte auf die Blätter. Ein frischer Wind rauschte in den Büschen. Stefan spürte keine Nässe und keine Kühle. Er ordnete seine Gedanken und suchte Worte, mit denen er dem Vater wenigstens einen Teil der Schmerzen lindern könnte.

Lange nach Mitternacht flammte in der Stube Licht auf. Stefan sah Vaters Schatten auf den Vorhängen. Sah ihn die Stiege hinauf, bis zu seinem Zimmer gehen. Er sucht mich, dachte Stefan. Nun flammte das Licht in den großen Bürofenstern auf. Stefan trat herzu und klopfte an die Fensterscheibe. „Wer ist da", hörte er den Vater fragen. „Ich bin's, der Stefan. Ich habe den Hausschlüssel vergessen, bitte mach mir auf."

Andrees öffnete und schaute auf seinen Sohn, der durchnäßt und übernächtig vor ihm stand: „Was ist mit Dir, komm herein." „Vater", sagte Stefan, „ich muß dringend mit Dir sprechen. Können wir ins Büro gehen?" Andrees schloß sorgfältig die Haustüre, sah erstaunt auf seinen Sohn, auf seine zerknitterten Kleider und in das bleiche, ernste Gesicht und sagte: „Komm, aber ziehe Deine Schuhe aus. Denk an Mutters

Arbeit." Mit nervösen Fingern nestelte Stefan übermäßig lange an seinen Schuhbändeln und folgte dann seinem Vater, der im Büro seine alte Arbeitsjacke anzog.

Beide blieben stehen. Der Vater an das Pult gelehnt, Stefan vor dem Fenster. So begann der Sohn seinen traurigen Bericht. Angefangen von dem entwendeten Schlüssel bis zu den verwirrten, schrecklichen Stunden im Park des Spielkasinos in der fernen Stadt. Dann und wann wagte Stefan aufzuschauen, in Vaters unglückliches, sorgenüberladenes Gesicht zu sehen. Die meiste Zeit aber starrte er vor sich auf den Boden und preßte seine Worte aus zugeschnürter Kehle. „Weißt Du Vater", so schloß er seine Beicht, „schon in der Nacht nach dem Spiel konnte ich nicht mehr verstehen und begreifen, wie ich eine solche Tat ausführen konnte. Die Idee dazu ist mir damals plötzlich als die einzige und als ganz sichere Lösung eingefallen. Ich war von diesem Plan wie besessen. Vater, Du kennst mich doch gewiß gut. Ich habe doch bisher immer nur solid und zuverlässig gearbeitet. Habe jedes Abbiegen vom saubern, geraden Weg verpönt und verhöhnt. Glaube mir, ich bin meiner gesunden Sinne nicht mehr mächtig gewesen. Ich habe Deine Not und Deine Sorgen nicht mehr mitansehen können und den Gedanken nicht ertragen, daß Du unser Haus verkaufen und vielleicht gar fortziehen mußt. Ich weiß, es war falsch. Ich weiß, daß ich damit mein Leben und Dein Vertrauen und Ansehen zerstört habe. Aber glaube mir das eine, ich wollte Dir nur helfen damit." Darnach konnte Stefan nicht mehr weiter sprechen.



Engelberg
Nach einem alten, kolorierten Stich

Nach langem Schweigen hob der Vater an, mit einer Stimme, die aus einem tiefen dunkeln Raum zu kommen schien: „Mein unglücklicher Sohn, ich will versuchen Deinen Irrwahn zu begreifen, Deinen guten Willen in dieser Schandtat zu verstehen. Jetzt kann ich Dir nur so viel sagen, wenn Du mit dem lieben Gott und Deinem Schutzengel ein besseres Verhältnis hättest, sie hätten Dich zur rechten Zeit gewarnt. Du kommst mit Deinem katastrophalen Verlust gerade in dem Augenblick, da

in meine Sorgen hinein die erste Morgenröte schien, eine Möglichkeit, das Wichtigste zu retten. Nun ist alles in Frage gestellt. Aber eins will ich Dir zugut halten und will es Dir gut anrechnen, daß Du mir alles und sofort ehrlich berichtet hast. Oder muß ich auch noch daran zweifeln?" Stefan konnte sich nicht mehr halten. Laut aufschluchzend drehte er sich der Wand zu und weinte wie ein Kind, lehnte seine Stirne an den erhobenen Arm und konnte seiner Erschütterung nicht mehr Herr werden. Nur das eine sagte er noch: „Vater, ich habe Dir alles gesagt, alles."

Andrees setzte sich ans Pult und ließ ihn weinen. Nach langem Warten öffnete er seine Schublade, nahm einige Papiere hervor und starrte auf die vielen Zahlen. Nach und nach beruhigte sich Stefan, kam gegen das Pult zu, dann machte er einige Schritte zur Türe hin. „Bleib noch", sagte der Vater freundlich, „komm setz Dich neben mich. Ich will Dir Vertrauen schenken. Ich will Dir zeigen, wie ich die Rettung geplant habe."

In dieser Nacht erlosch das Licht im Haus zum kühlen Brunnen erst gegen Morgen.

Wie Herr Andrees zum Besen greifen muß.

Als dann nach Ostern, am ersten Schultag, die Kirchenglocken zu Mittag läuteten, ertönte auch die Hausglocke bei Andrees und Martha. Vor der Türe stand mit ihrer alten abgeschabten und geflickten Schultasche die frischgebackene Sekundarschülerin Monika und sagte: „Guten Tag und da bin ich."

Auf den Zehenspitzen trippelte sie hinter Frau Martha her in die Küche. Diese aber führte das Mädchen ins Bad, gab ihm ein Handtuch und sagte: „Also, wenn Du kommst, wirst Du jedesmal zuerst die Hände waschen. Das ist jetzt Dein eigenes Handtuch und das hängen wir jetzt an diesen roten Knopf." Dann wurde es ins Eßzimmer geführt und durfte am weißgedeckten Tisch gleich dem Herrn Andrees gegenüber Platz nehmen. Hübsche Teller, silberne Löffel, das Brot in Scheiben geschnitten in einem lustigen Körbchen und Blumen auf dem Tisch.

Ei, wie fein und wunderschön war da alles hergerichtet. Monika wurde angst und bange, wie es sich da zu benehmen habe. Aber das war gar nicht so schlimm. Es schaute gut zu, wie Frau Martha mit Messer und Gabel umging und machte alles nach. Sein großer Hunger sänftigte sich bald. Während die Gerichte von den Platten verschwanden, blieb immer noch so viel Brot im Körbchen übrig, daß es noch einmal für eine zweite Monika ausgereicht hätte. Monika wunderte sich, daß Stefan nicht da war, wagte aber nicht zu fragen. Es hörte dem Gespräch zu und verhielt sich still. Auf die Frage, wie es ihm in der Schule gefalle, lachte es laut und sagte: „Stellt Euch so etwas vor, wir sollen französisch lernen und ich kann nicht einmal richtig deutsch."

Nach dem Tischgebet trug es schnell seinen Teller und das Besteck in die Küche und fragte ob es helfen dürfe. „Zuhause habe ich immer abgewaschen, das kann ich gut." Flink und laut war Monika gewohnt das Geschirr zu waschen, die Teller flogen nur so hin und her. Aber mit dem feinen Porzellan mußte man sorgsam umgehen. Andrees kam unter die Küchentüre und schaute zu, wie das Mädchen hantierte und wie es lernte jedes Stück an seinen richtigen Platz zu stellen. Hier in der Küche plauderte es nun ganz munter und erzählte, wie es heute in aller Frühe zum erstenmal mit seinem neuen Laternli den Berg hinunter gelaufen sei. Es habe ihm gar nicht gefürchtet. Auf die Frage, ob denn seine Geschwister nicht auch mit ihm gekommen seien, sagte es lachend: „Die kamen viel später nach, fast zwei Stunden später, nur bis nach Lauibach sind sie so noch früh genug."

Monikas Trippeln und Lachen, seine frischen Antworten erfüllten das Haus mit einer neuen Art Fröhlichkeit. Mit höflichem Danken und herzlichem Grüßen sprang es davon und der Schule zu. Andrees schaute ihm vom Büro aus nach und sagte zu seiner Frau: „Ein liebes Kind, ich habe es schon recht ins Herz geschlossen." Frau Martha blieb eher kühl und meinte: „War-

ten wir zu, in einem Monat vielleicht wollen wir ein Urteil fällen." Aber noch am gleichen Nachmittag suchte und stöberte Frau Martha im Estrich in alten Schachteln nach Schuhen und Kleidern und nahm einen ganzen Arm voll Wäsche zum Herrichten in die Stube hinab.

Lange bevor dieser erste Monat vorüber war, holte sie aus dem Keller ein Velo hervor, kaufte neue Schläuche und putzte mit einem Eifer daran, als ob sie das Rad für eine Ausstellung bereit machen müßte.

Die Sommerferien waren viel zu lange für beide. Andrees hatte in seinem Kalender schon längst den Tag mit einem dicken roten Strich angezeichnet, den Tag, da Monika wieder zum Essen kommen sollte.

Seit Stefan fortgereist war und nur selten Briefe von ihm über den weiten Ozean herkamen, war es still und einsam geworden im Haus zum kühlen Brunnen.

Gegen den Herbst zu, an den Tagen da der Sturm die Berge mit Schnee eindeckte, richtete Frau Martha Stefans Zimmer her. Es war von allen leeren Zimmern am besten zu heizen. Sie räumte die Schubladen aus, nahm die Photographien und Bilder von den Wänden und hängte einen Schutzengel über das Bett. Am Montag darauf hielt Monika Einzug für eine ganze Woche hier zu wohnen. Es hatte noch nie in einem Bett allein geschlafen und wußte sich vor Freude nicht zu fassen, daß es nun ein ganzes und so prächtig schönes Zimmer für sich allein haben dürfe. Aber es schlief nicht gut die erste Nacht. Das Bett war so weich, und es konnte der Versuchung nicht widerstehen, immer wieder mit bloßen Füßen über den weichen Teppich zu gehen, auf den Knopf der Nachttischlampe zu drücken und zu staunen, wie durch diese winzige Bewegung plötzlich das ganze Zimmer voll hellen Lichtes ward. Es öffnete das Fenster und schaute auf den Schatten, der sich von seiner Gestalt im hellen Viereck im Garten bewegte, tanzte vor Freude anstatt schön ruhig in den weichen Kissen zu liegen.

Oh je, z'vill Schnee!
Foto Furter, Davos

Frau Martha setzte sich jeden Abend zu ihm, wenn es die Schulaufgaben machte, lernte mit ihm und erklärte ihm die unverständlichen Stellen.

An einem Abend, die harte Winterkälte war schon längst überwunden, saß Frau Martha am Tisch neben Monikas Schulaufgaben und flickte Wäsche. Sie kam ganz unvermutet ins Erzählen und fragte: „Weißt Du Monika, warum ich diese Schulaufgaben so gut kenne?" — Das Mädchen wußte keine Antwort und sah aufmerksam in Marthas Gesicht, in dem ein Zug Wehmut lag. „Weißt Du", fuhr Frau Martha fort, „diese und ähnliche Aufgaben habe ich schon zweimal mit eigenen Kindern durchgenommen. Einmal mit Stefan und ein Jahr später mit meinem lieben Töchterchen Elisabeth. Es ist jetzt sechs Jahre her, sie war wie Du in der ersten Klasse der Sekundarschule, auch eben in dem Zustand aus den Kleidern zu wachsen, im Uebergang vom Mädchen zur Tochter. Es hatte auch solche Augen wie Du, nur waren sie blau, Augen, die voll Staunen in die Welt schauten und alles wissen wollten, was mit dem Leben und mit seiner Zukunft zusammenhängt. Ein so liebes gutes Mädchen. An einem

Samstag kam sie bleich und mit Fieber von der Schule heim. Die erste Nacht klagte sie über Schmerzen. Am Sonntag haben wir den Arzt gerufen. Er nahm sie am Montag fort, in die Absonderung, in den Spital. Viele Tage und Nächte haben wir gebangt, keine Stunde geschlafen. Ach wie haben wir alle Heiligen angerufen, die ersten Spezialisten kommen lassen. Die Kinderlähmung ist eine entsetzliche Krankheit. Machtlos standen die Aerzte an ihrem Bett. Die neuesten Medikamente und Methoden wurden angewendet. Schon glaubten wir, ihre kräftige Natur habe die Krise überwunden. Neue Hoffnungen lebten in uns auf. Da erlöschte ihr Leben. In wenigen Stunden erwürgte sie die entsetzliche Lähmung."

Erschüttert von dieser schmerzlichen Erinnerung versank Frau Martha in dumpfes Schweigen. Tränen fielen auf ihre Flickarbeit im Schoß. Monika war keines Wortes mächtig. Es ging zu ihr hin, legte seine Wange an Frau Marthas Arm und weinte mit ihr.

Am Ende der Woche, Monika war schon auf dem Heimweg, sah Martha ihren Mann mit tiefen Sorgenfalten durch die Räume gehen. Sie kannte diese Unruhe und wollte ihn auf andere Gedanken bringen. „Du, Andrees", sagte sie, „ich glaube wir sollten die Monika auch bei gutem Wetter, auch den Sommer über da behalten. Es ist doch etwas viel für sie, der weite und rauhe Weg, jetzt wo sie so im Wachsen ist und in der Entwicklung. Ich will einmal bei den Eltern anfragen, ob sie einverstanden sind." „Warte noch", gab Andrees nach einigem Zögern zur Antwort, „diese und die nächste Woche muß sich manches entscheiden. Jetzt könnte ich unmöglich zustimmen."

Frau Martha konnte diese Worte nicht begreifen. Sie sprach davon, daß er doch das Mädchen offensichtlich lieb gewonnen habe, und daß sie gut genug bemerkt habe, wie sehr es ihm fehle, wenn es nicht da sei. Es bringe einen wohltuenden Sonnenstrahl in dieses Haus und eine lichte Wärme in seine Sorgen hinein. „Gewiß", sagte Andrees, „das ist wirklich wahr und mir eine große Wohltat, aber jetzt kann ich unmöglich zustimmen. Martha, ich habe Dir zu lange verschwiegen, daß wir nun wirklich unser Haus verkaufen müssen. Morgen kommt ein Käufer, um alles zu besichtigen."

Das war zu viel für die gute Frau. Sie mußte sich am Fensterflügel festhalten, um nicht umzufallen. Aber Frauen sind oft starke Naturen und dazu fähig, einen Schlag, der wie ein Blitzstrahl niederfährt, mit Gleichmut zu ertragen. Kaum hatte sie diese fürchterliche Aussage vernommen, schaute sie auf ihren Mann, der so niedergeschlagen, so vollständig erledigt dastand, und schon begann sie ihn zu trösten: „Plage Dich nicht unnötig, lieber Mann. Du kannst nicht wissen, was der liebe Gott mit uns vorhat. Wir können auch in einer Wohnung glücklich sein. Unsere Liebe ist nicht an dieses Haus gebunden. Die können wir mitnehmen. Sie ist für unser Glück viel, viel wichtiger als Haus und Garten und alle schönen Räume. Und wer weiß, finden wir eine Wohnung, in der auch noch ein Zimmerchen für die Monika vorhanden ist."

Dann aber hielt sie voll Schrecken inne. „Was sagst Du", rief sie ganz entsetzt, Du sagst, morgen kommt ein Käufer. Und das sagst Du jetzt gegen Abend zu. Da muß ja noch das ganze Haus geputzt und gestriegelt sein. Du kommst mir gerade recht. Wo soll ich jetzt eine Putzfrau hernehmen und eine Hilfe zum Wichsen und Blochen?"

Der gute Mann wußte wohl, wie recht sie hatte. Von Stunde zu Stunde hatte er es verschoben und nicht übers Herz gebracht, ihr dies zu sagen. So kam es, daß beide bis in die tiefe Nacht hinein aufräumten und putzten um ihr liebes schönes Haus, mit wehem Herzen, möglichst anziehend zum Verkauf anbieten zu können.

Wie der reiche Käufer das Haus besichtigt.

Der Käufer kam mit einem großen roten Amerikaner-Wagen angefahren. Frau Martha sah ihn aussteigen und seine elegante Frau. Mit weit ausladenden Hand-

bewegungen wies er auf das Haus hin und erklärte ihr mit weithinschallender Stimme seinen ersten Eindruck. Dann kamen sie Arm in Arm die paar Stufen zur Haustüre hinauf. Die Klingel gab einen langgezogenen schrillen Laut von sich.

Frau Martha öffnete, begrüßte die Herrschaften und bat sie einzutreten. „Mein Name ist J. B. Meier", sagter er jovial, „dies ist meine Frau, bitte schön, habe ich die Ehre mit der Frau des Hauses zu sprechen?" Martha nickte, führte sie in die Stube und bat sie Platz zu nehmen. Die Dame ließ ihren Blick ringsum schweifen und blieb stehen. Andrees trat ein. Die Begrüßung wiederholte sich in ähnlicher Form. Unterdessen betrachtete die Dame den Boden, trat zum Fenster und befaßte sich mit den Fenstergriffen. — „Darf ich bitten Platz zu nehmen", lud Herr Andrees ein. — Seine Stimme war nicht eben wohlklingend. Herr Meier aber wünschte zuerst einen Rundgang zu machen. Die Dame mit den leuchtend roten Lippen, legte ihre Tasche auf die schwere, geschnitzte Nußbaumtruhe und folgte schweigend nach. Im Eßzimmer sagte Herr Meier: „Sehr nett, etwas klein, aber sehr nett." In der Küche tat Frau Meier einen Seufzer, als wäre sie in Atemnot verfallen und stöhnte: „Aber Joachim, das ist ja furchtbar altmodisch und so düster". Herr Meier sprang ans Fenster, schaute hinaus und sagte: „Ja weißt Du, Thekla, da reißen wir diese Wand weg und setzen sie zweifünfzig hinaus. Hier im Garten ist ja Platz genug. Dann kommt hier ein großes Fenster hin, alles neue Apparaturen und schon ist Dein Wunsch erfüllt." Mit einem gnädigen Lächeln quittierte die Dame diesen großzügigen Umbau.

Müde setzte sich die Dame auf einen Stuhl, während ihr Mann mit großen Schritten die Länge des Raumes maß

Die Wanderung durch alle Räume nahm ihren Fortgang. Die Stiege sei zu eng und zu steil, der Boden in Monikas Zimmer zu rauh. Hier müsse ihre Tochter einziehen. In den leeren Zimmern beanstandeten sie die Luft. — Im Estrich klopfte Herr Meier die Balken ab und untersuchte den Schindelunterzug mit seinem Taschenmesser. — „Aber meine Tochter muß doch einen eigenen Balkon haben", hauchte Frau Meier. Also wanderte die ganze Gesellschaft wieder zurück auf den zu rauhen Boden. Herr Meier lehnte sich aus dem Fenster und rief: „Aber Thekla, hier unten kommt der neue Ausbau von der Küche, dann ziehen wir diesen noch etwas hinüber. Und schon kann sie von hier aus gemütlich ihren Liegestuhl aufpflanzen. Zweifünfzig breit und ungefähr viersechzig lang, genügt das Thekla?"

Im großen Büro setzte sich die Dame müde auf einen Stuhl in der Ecke während Herr Meier mit großen Schritten die Länge maß. Er blieb an der Wand stehen und sagte: „Also das ist entschieden zu klein. Hier auf der Seite muß die Wand mindestens um einsachtzig versetzt werden. Hier muß ein Rauchtischchen her, mit drei Polsterstühlen. Wissen sie, mein guter Herr, ich

pflege bei meinen Geschäften immer gleich auch ein Schnäpschen zu servieren. Vielleicht läßt sich hier auch gleich ein Cheminee einbauen. Na, wir wollen mal sehen."

Der Keller wurde beschnuppert und betastet. Die Heizung mit Kohle als längst veraltet abgelehnt. In die Stube zurückgekehrt, verlangte Herr Meier die Pläne. Er setzte sich eine andere Brille auf und beugte sich über die ausgebreiteten Papiere. Die längste Zeit murmelte er Zahlen und halbverständliche Worte, prüfte die Maße mit einem kleinen Rechenschieber und sagte schließlich: „Na, das geht tatsächlich ganz flott. Die Front wird zwar etwas verändert, aber Hauptsache ist ja immer, daß ein Haus innen recht bequem und praktisch ist." Herr Meier konnte nicht ahnen, wie er mit diesen Worten dem Erbauer und Besitzer des Hauses in das Herz hinein schnitt.

Im Garten mißfielen der Dame die vielen Sträucher. Das gäbe im Herbst viel zu viel dürre Blätter auf den Kieswegen. Und Nutzbäume möchte sie gar keine haben, ausnahmslos Zierbäume. Aber die Quelle und das Bächlein, das entzückte sie restlos. Sobald sie dies entdeckt hatte, gefiel ihr das ganze Haus viel besser. In sichtlich gehobener Stimmung wanderte man also wieder in die gute Stube zurück. Herr Meier warf sich in den bequemsten Stuhl, streckte die Beine weit von sich und rief: „Und nun mein Gutester, der Preis!" Andrees erklärte, daß er den unveränderlichen, festen Preis in seinem Schreiben mitgeteilt habe. Er könne unter keinen Umständen einen Abstrich zulassen. Wenn er das Haus nicht zu diesem Preis verkaufen könne, dann sei ihm für seine Pläne überhaupt nicht gedient, dann behalte er es.

Herr Meier lachte aus vollem Halse, legte feierlich seine feisten Handflächen aufeinander und während er diese leise klatschend zusammenschlug sagte er: „Na schön, Sie haben jetzt selbst gesehen und gehört, was für Umbauten hier notwendig sind, das wird ungefähr zwanzig- bis dreißigtausend Franken kosten. Uebernehmen Sie einen Drittel davon und wir sind handelseinig." Andrees hatte solche Szenen oft erlebt, bei Käufen von Liegenschaften und Vermittlungen an seine Klienten. Er zuckte nicht mit einer Wimper und sagte, er könne nicht einen einzigen Franken von seinem festgesetzten Preis nachlassen. Herr Meier solle sich die Sache überlegen und ihm dann Bericht geben. Herr Meier aber schien eher für rasche und endgültige Taten eingenommen zu sein. Er klatschte diesmal etwas lauter auf seine gutgepolsterten Handballen und sagte: „Gut also, Sie übernehmen ein Viertel, und ich schlage ein."

Mit heftigem Herzklopfen und Kopfweh saß Frau Martha auf ihrem Stuhl, verkrampfte die Hände und rief alle guten Geister des Himmels zu Hilfe. Andrees schien lange zu überlegen, dann setzte er bedächtig und ruhig seine Worte hin: „Herr Meier, heute ist Sonntag. An einem Sonntag schließe ich grundsätzlich keine Geschäfte ab. Heute handelt es sich ja nur um eine Besichtigung, nicht wahr. Sie können mir ja morgen Ihren Bescheid schriftlich oder durch das Telefon mitteilen. Auf alle Fälle hole ich jetzt eine Flasche Wein aus dem Keller. Trinken die Herrschaften einen roten oder weißen? Oder möchte Frau Meier vielleicht Kaffee oder Tee?" Und damit verschwand Andrees mit festen Schritten.

Als er mit zwei Flaschen aus dem Keller zurückkam, waren die Herrschaften aber bereits in der Halle und im Begriff sich zu verabschieden. Herr Meier klopfte dem Hausbesitzer begütigend auf die Schulter flüsterte ihm leise zu: „Uebernehmen Sie einen Fünftel, das ist mein letztes Wort. Zu diesem Preis möchte ich mir auf alle Fälle das Haus reserviert halten." Frau Meier rauschte hinaus und hielt bereits die Autotüre offen, bis Herr Meier seinen kordialen Abschied vollzogen hatte. Mit Geräusch und einer blauen Rauchfahne fuhren sie davon.

Diesmal war es Andrees, der tröstliche Worte suchen mußte, um den hereinbrechenden Jammer zu lindern und letzte Reste von Lebensmut zu finden.

Die Jahre vergehen, Früchte und Menschen reifen.

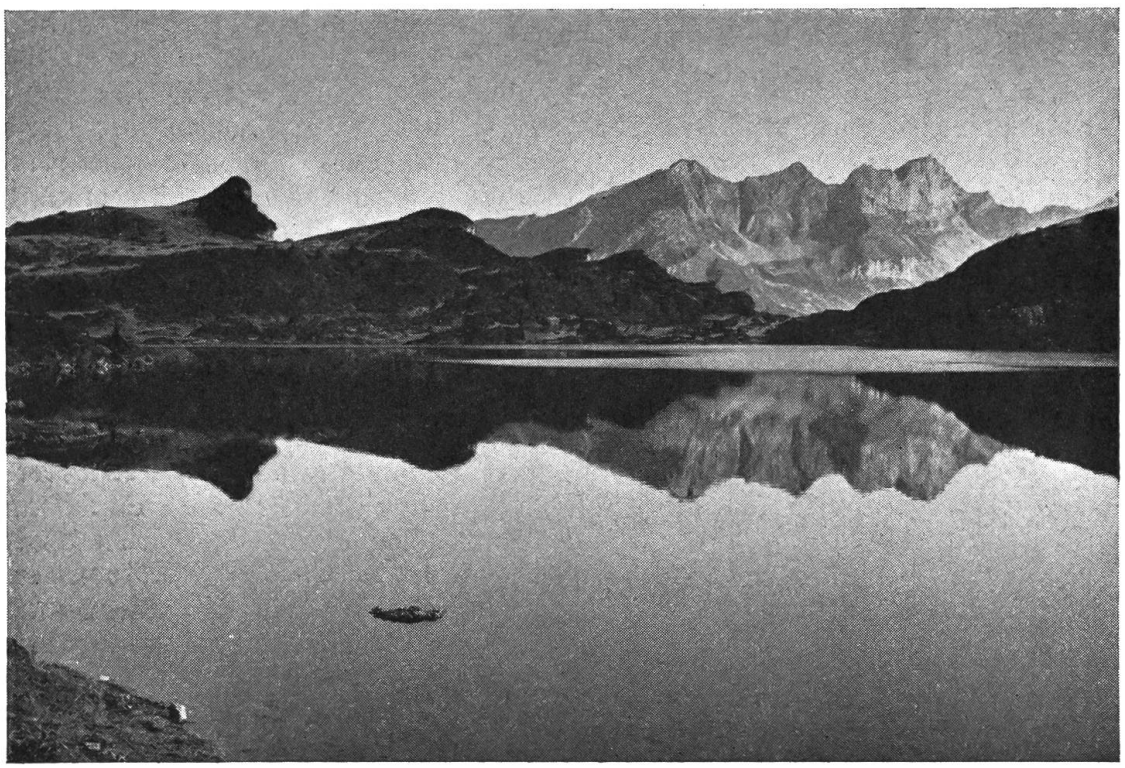
Am andern Tag kam Monika mit strahlender Laune zum Mittagessen. Ihr Auf-

satz hatte in der Schule den ersten Preis bekommen. Dieser Frohmut aber zerrann schon in den ersten Augenblicken, da es sah, wie ernst und traurig Frau Martha in der Küche stand. Monika erinnerte sich sogleich an den Abend, da ihr Frau Martha von ihrer verstorbenen Tochter erzählt hatte. Sie trat zu ihr hin und sagte: „Liebe Frau Martha, kann ich Euch nicht ein wenig Elisabeth ersetzen. Sagt mir, was ich tun soll, daß Ihr wieder froh sein könnt."

Trotz allem Elend mußte Martha lächeln ob diesem rührenden Angebot und sprach wehmütig: „Ach, wenn es nur möglich wäre, daß Du uns froh machen könntest, liebe Monika." „Ich will es aber tun", fiel das Mädchen begeistert ein, „und ich werde es tun, und ich kann's bei Seel und Leben." Vorläufig gelang dies aber nicht so gut. Eine entsetzlich gedrückte Stimmung lag über dem Mittagstisch.

Kaum hatte jedoch Monika das Haus verlassen, kam Andrees mit einem Brief von der Post zurück, mit einem Flugpostbrief von Uebersee, den er offen in die Stube brachte. Das feine Blatt zitterte in seinen Händen. „Ein Brief von Stefan", rief er laut und froh, „ein guter Brief und ein Check dabei, eine Zahlung an unsere Bank. Für dies Mal sind wir gerettet." Frau Martha kam mit dem Handtuch und noch nassen Händen, schaute in den Brief hinein, staunte, ihre bekümmerten Züge glätteten sich, und sie rief voll Freude: „Hab ich's nicht immer gesagt, der Stefan wird es gut machen. Jetzt aber Andrees, setz Dich sofort an die Schreibmaschine und schicke dem Meier einen Brief, er soll sich für seine Thekla ein anderes Haus zum Umbauen aussuchen. Ach, ist das eine Freude! Lieber Gott, ist das ein Glück!" Sie konnte sich nicht beherrschen und fiel ihrem lieben Mann um den Hals, zerdrückte ihm den Brief, den Kragen und die Cravatte und ließ ihren Andrees nicht mehr los.

Eitel Freude und Glück strömte durch das stille Haus. Und wenn die Stimme des



Im Trübsee spiegeln sich die Berge ennet dem Tal

Foto Leonard von Matt

Herrn Andrees nicht ein so tiefer Baß gewesen wäre, hätte er bestimmt einen lustigen Jodel zu allen Fenstern hinausgeschickt.

Nun zog auch wieder eine frische Arbeitsfreude in das Haus zum kühlen Brunnen ein. Mit übermütiger Unternehmungslust setzte sich Andrees hinter seine Arbeit. Monika fand nach der Schule zwei vollständig verwandelte Leute vor.

Ostern und ein prächtiger Frühling kam ins Land. Das zweite und dann das dritte Jahr der Sekundarschule begann. Monika blieb auch bei schönem Wetter die ganze Woche über im Dorf. Ein dritter Sommer und Winter glitt vorüber. Die Sorgenfalten auf der Stirne von Martha und Andrees glätteten sich wieder. Die geschäftlichen Unternehmungen glückten. Neue Verbindungen brachten gute Aufträge. Von Uebersee trafen immer wieder Briefe ein, die den besten Hoffnungen neuen Auftrieb gaben.

Was Schwester Theodora bei ihrem ersten Besuch im Bergbauernhaus auf dem Fluhstöckli so kühn prophezeit hatte, sollte Wirklichkeit werden. Monika zog mit Köfferli und neuem Kleid, von Frau Martha mit allen notwendigen Dingen ausgestattet, fort ins Lehrerinnen-Seminar.

Tränen und Staunen, Heimweh und harte Arbeit blieben ihr nicht erspart. Aber ihre auffallenden Erfolge in der Schule wogen alle bitteren Stunden auf. Die Ferien verbrachte sie zu einem Teil im Haus zum kühlen Brunnen. Wo man sich fast gar so sehr auf ihre Ankunft freute, wie auf dem Fluhstöckli. Dort waren die jüngeren Geschwister auch schon gut nachgewachsen und stark und gschaffig geworden. Bei jeder Ankunft wurden Monikas zarte weiße Hände bestaunt. Sie wurde tüchtig ausgelacht, wenn sie von der Worbgabel und dem Heurechen Blattern bekam. Aber Monika lachte mit und ließ sich nicht anmerken, daß ihr am ersten Abend schon alle Knochen im Leib weh taten ob der strengen Arbeit.

So gingen die Jahre vorüber. Jahre, die für junge Leute so lang und unendlich ereignisreich sind. Zu jeder Ferienzeit kam Monika größer und geschliffener nach Hause. Es war eine Freude zu sehen, wie sie sich als gebildete Tochter benahm und zu hören, wie sie gewählte Ausdrücke gebrauchte. Aber ihre angestammte heimelige Mundart brachte sie jedesmal unverfälscht zurück.

Während diesen vielen Jahren erlebte Stefan in den weiten Ländern jenseits des Ozeans einen abenteuerlichen Aufstieg. Nie wird er vergessen, wie bitter und schwer die ersten Tage seiner großen Reise waren. Die Verbindung mit der internationalen Handelsbank in Zürich hatten ihm die Möglichkeit verschafft in einer Uebersee-filiale Arbeit zu finden. Vorher aber mußte er noch Vaters reichen Klienten in Holland besuchen und ihn dazu bewegen, einen Teil seines Geldes im gekauften Grundhof anzulegen. Es war seine erste diplomatische Aktion und fürwahr kein leichtes Gesellenstück. Von der Bahnfahrt dem Rhein entlang und der prachtvollen Gegend blieb ihm nicht viel in der Erinnerung haften. Vor seinen Augen tanzten so viele Kümmernisse und Schwierigkeiten, daß er weder Wald noch Fluß noch schöne Schlösser sehen konnte. Die unerbittlich harten Worte seines Vaters und der Abschied von der Mutter verschnürten ihm Herz und Sinne.

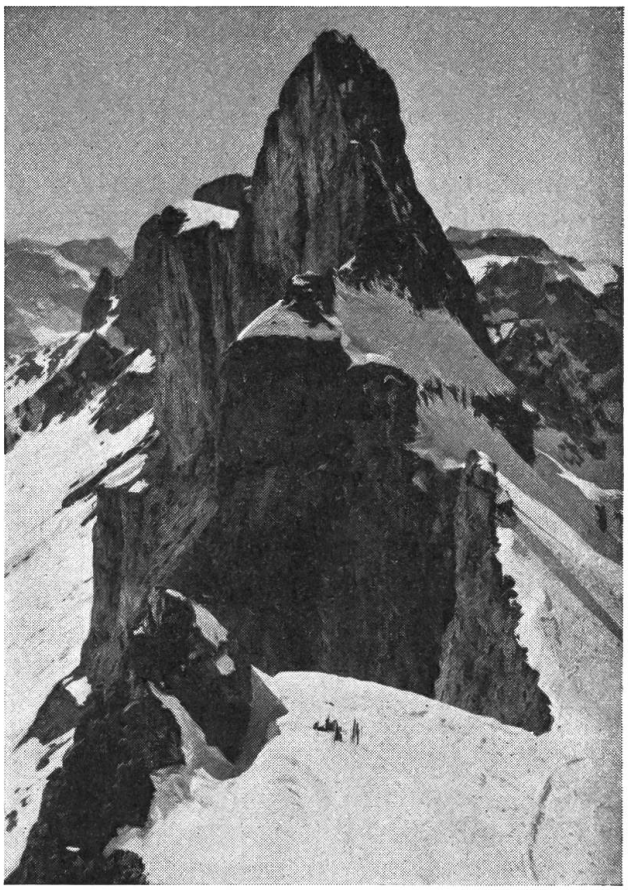
Bei dem holländischen Handelsherrn wurde ihm erst recht gewahr, wie hoch sein Vater im Ansehen stand, wie viel Vertrauen dieser in seine Ehrlichkeit und Treue setzte. Bis in die Tiefe seiner Seele beschämt, verbrachte er dort die gastfreundlichen Tage. In dieser Beschämung wurde ihm für sein ganzes Leben der Wille zur aufrichtigsten Ehrlichkeit eingebrannt. Der Erfolg seiner Besprechungen gab ihm Mut, tapfer seinen unübersichtlichen, neuen Lebensweg zu beschreiten. Der Holländer fand Gefallen an dem bescheidenen und intelligenten jungen Mann. Er gab ihm wertvolle Auskünfte über die Lebensweise und die Handelsgepflogenheiten ennet dem Ozean und versprach ihm, wenn notwendig weiterzuhelfen, wenn er seine erste Stelle auf der Bankfiliale abgeschlossen habe.

Wie elend waren die ersten Monate drüben. Der Großstadtlärm, der auch in den

Nächten nie zur Ruhe kam. Das teure Zimmer, in dem neben dem harten Bett und einem wackeligen Stuhl nur noch ein verbogenes Eisengestell mit einer verbeulten Waschschüssel Platz fand. Der trostlose Blick in einen jämmerlichen Hinterhof. Die Sorgen um die Eltern daheim. Keine Freunde und Bekannte, die ihm helfen konnten die öden, trostlosen Abende zu verbringen. Stefan biß sich durch diese wüste Zeit hindurch. Er hatte von Vaters Arbeit viele Erfahrungen mitgenommen, die er jetzt in diesen großzügigen Aufgaben gut brauchen konnte. — Seine innere Not schärfte seinen Blick. Er gewann wieder Vertrauen.

Die vertraglich festgesetzten zwei Jahre arbeitete er bei kleinem Gehalt mit zielsicherem Eifer. Mit Holland blieb er in ständigem brieflichem Kontakt. Von dort erhielt er auch den ersten großen Auftrag, den er mit Glück zu gutem Ende führte. Eine neue Stelle bot sich ihm, verbunden mit weiten Reisen. — Nach Jahren wurde ihm eine Beteiligung angeboten. Endlich konnte er seine Kenntnisse auf lohnende Weise einsetzen. Die harten Stunden, die schweren Entschlüsse, die vielen Nächte, die er in rollenden Zügen und dröhnenden Flugzeugen verbrachte, ließ er in die Vergessenheit versinken und hielt seinen Kopf frei für die nächsten wichtigen Aufgaben.

In diesen Jahren veränderte sich sein Aussehen. Markante, feste Züge zeichneten sein junges Gesicht. Sein Auftreten wurde selbstgewiß und gewandt. Wer hätte vermutet, daß in diesem flott gekleideten, reisegewohnten Mann ein Herz schlug, das sich ständig nach der stillen Heimat, nach dem grünen Kranz der Bergwälder, nach dem Haus mit der kühlen Quelle sehnte. Seit dem ersten Geldbrief, den er im Auftrag seines holländischen Freundes an den Vater gesandt hatte, waren viele solche Sendungen über den Ozean geflogen. Oft nur kleinere Beträge, aber immer ein Zeichen, daß er alle verfügbaren Mittel zur Deckung der großen Schuld verwendete. Die Briefe seiner Eltern ließen ihn oft vor Freude nicht schlafen und weckten neu, das unstillbare Heimweh. Harte Jahre, an Erfahrung reiche Jahre, formten diesen jungen Mann zur zuverlässigen Reife.



Laucherenstock ob Bannalp

Foto J. Brühwiler, Hergiswil

„Ich will allen Freude machen."

Kühler Regen rieselte auf die Hausdächer im Dorf Hinterwald. Nebel strichen den Wäldern und Bergen nach. Soldaten trotteten unter Zeltblachen in langen Zweierkolonnen die nasse Straße entlang. Schon warfen die Schaufenster ihren gelben Schein auf den nassen Asphalt. Arbeiter mit Tornistern fuhren triefend heimzu. Das vertraute Klappern der Holzschuhe kündete die Stunde an, da die Bauern die Milch in die Sennhütte brachten.

Was kümmerte sie Regen und trüber Abend. Monika stieg mit ihrem Koffer aus dem Zug, das Diplom als Lehrerin in der Tasche, ein glückstrahlendes Lächeln auf

dem Gesicht und einen freundlichen Gruß für jedermann auf den Lippen. Sie schritt über den Bahnhofplatz und hinten herum auf das Haus zum kühlen Brunnen zu. Hell erleuchtete Fenster grüßten ihr entgegen und setzten auf tausend fallende Regentropfen ein zappeliges Glitzern. Kaum setzte sie ihren Fuß auf die erste Stufe vor dem Haus, schon flog die Türe auf, und Frau Martha bot ihr herzlichen Willkomm. Alsogleich trat auch Herr Andrees herzu und gratulierte feierlich der neugebackenen Lehrerin, zog sie in die Stube hinein. Er ließ ihr kaum Zeit den Mantel auszuziehen, so eilig hatte er es, sie rundum zu betrachten und zu forschen, ob sie nun auch entsprechend ihrem künftigen Amte würdig und respekteinflößend sei.

Der Tisch war für ein Festessen gedeckt mit hohen, schimmernden Gläsern. Eine verstaubte, bauchige Flasche stand auf zierlichem Untersatz. Suppen- und Bratenduft strich aus der Küche herzu. Bald saßen drei glückliche Menschen um den Tisch vor dampfenden Tellern. Mit Sorgfalt und Feierlichkeit goß Andrees den dunkeln Wein in die Gläser und vergaß nicht, auf das Jahr genau zu erklären, wie lange nun schon der Wein im kühlen Keller auf dieses Fest gewartet habe.

Sobald sich die Wangen zu röten begannen, mußte Monika erzählen. Von den strengen Prüfungen, den öffentlichen Examen mit vielen Gästen, ehrenwerten Mitgliedern der Behörde und strengen Professoren. Von der Diplomfeier mit Konzert und Liedern. Andrees wollte genau die Rangliste aller Diplomierten wissen. Monika legte ihm ihr Diplom hin und die Reihenfolge der Auszeichnungen. Höchst befriedigt und mit aufrichtigen Glückwünschen nahm er diese überaus erfreuliche Tatsache zur Kenntnis. „Du hast unsere Erwartungen übertroffen, liebes Kind", sagte Andrees „jetzt freut uns alles doppelt so viel, was wir für Dich getan haben."

Trotz der roten Backen, trotz der übermütigen Stimmung wurde Monika plötzlich ernst und sagte: „Wie gerne bringe ich Euch dieses gute Zeugnis heim. Und dazu mein ganzes Herz voll von Dankbarkeit, über und über voll. Ihr habt für mich gesorgt, wie man für ein eigenes Kind nicht besser sorgen kann, mit so viel Liebe und Güte. Und ich weiß, wie schwer es war für Euch, mir so zu helfen. Darf ich Euch zum Dank einen lieben, lieben Kuß geben." Sie sprang um den Tisch herum und nahm gleich beide zusammen in ihre Arme. Und so, beide umschlungen haltend, sprach sie weiter: „Und nun will ich meine allerherzlichste Dankbarkeit mein ganzes Leben lang bewahren und jede Stunde, die mir möglich ist, Euch eine Freude machen."

So einen festlichen Abend, einen glücklichen Abend, einen lang in die Nacht ausgedehnten Abend hat das Haus zum kühlen Brunnen schon viele Jahre nicht mehr erlebt.

Anderntags stieg Monika schon in aller Frühe den Bergweg hinauf, polterte in kecken Sprüngen die ausgetretenen Stufen der Stiege im Schulhaus Lauibach bis zur Schwesternwohnung hinauf und stürmte zur Schwester Theodora hinein. Auch sie begrüßte ihre liebe Monika mit freudigem Willkomm. Auch sie vernahm einen ausführlichen Bericht von den Examen und Festlichkeiten. Auch sie hielt das Diplom lange prüfend und glücklich in der leicht zitternden Hand und freute sich über alle Maßen, daß ihr damaliger mühseliger Gang zu Monikas Eltern hinauf, eine so köstliche Frucht getragen hat.

Weniger feierlich, weniger stürmisch war die Begrüßung, die Monika daheim im kleinen Berghäuschen erlebte, aber in kurzer Zeit kamen doch alle, die noch daheim waren von ihrer Arbeit auf das Haus zu. Die Mutter hatte schon lange Tränen in den Augen, da der Vater sich endlich herzu ließ und seine schwere, schwielige Hand fest auf die Schulter seiner Tochter legte und sagte: „Moni, sei willkommen, das hast Du brav gemacht. Jetzt hab ich Freude mit Dir." Von sieben Seiten wurde sie gleichzeitig gefragt, mußte französisch und italiensch reden. Aber was ihr wirklich auf dem Herzen lag, das sagte sie deutsch: „Ich danke Euch allen und am meisten Euch meine lieben Eltern, daß Ihr mich habt gehen lassen. Jetzt kommt die Zeit, da ich

Euch Euere Opfer und Euere Güte zurückzahlen kann. Wenn ich nur bald eine Schule übernehmen kann, Ihr werdet sehen, ich will Euch Freude machen."

Nicht weniger stolz als Vater und Mutter waren die Kleinsten, die sich geradezu einen halben Meter größer vorkamen, seitdem ihre Schwester eine Lehrerin war.

Hier fehlte es nun nicht am hellfrohen Jodel, der aus den Stubenfenstern in die weite Gegend hinaus drang. Wenige Wochen später wurde Monika mit lautem Rufen von der oberen Matte herunterkommandiert. Xaveri hatte mit dem Brot von Lauibach auch einen Brief heraufgebracht, einen Brief von Frau Martha. Dieses Schreiben gab Anlaß zu eiligem Packen. In wenigen Stunden stand Monika schon vor der Türe des Hauses zum kühlen Brunnen in Hinterwald. — „Du sollst Dich noch heute beim hiesigen Schulpräsidenten vorstellen. Eine Lehrerin ist krank. Du kannst vielleicht diese Vertretung sofort übernehmen." So wurde sie stürmisch von Frau Martha begrüßt. Ei, war das eine große Aufregung und ein Suchen nach seidenen Strümpfen und feinen Handschuhen. — Und dann erst ein eiliger Gang von Geschäft zu Geschäft. Denn Frau Martha erklärte mit unerschütterlicher Autorität: „Du bist jetzt eine Lehrerin, Du darfst Dich nicht mehr wie eine Schülerin kleiden." Monika hatte sich schon lange ausgedacht, was für ein Röckli, was für einen schicken Mantel sie aus ihrem ersten verdienten Geld kaufen wollte. Was nun aber Frau Martha aussuchte und erstand, ging weit über Monikas Wunschtraum hinaus. Gewiß nicht zuletzt, wegen Monikas hübschem, geschmackvollem Kleid, war der Schulpräsident auf den ersten Blick so gnädig gestimmt und willigte er gerne ein, dieser neugebackenen Lehrerin vertretungsweise die zweite Mädchenklasse zu übergeben.

Schon in aller Frühe stieg Monika den Bergweg hinauf

Frau Martha triumphierte. „Ich habe es gewußt. Ich habe Dir bereits Dein Zimmer hergerichtet. Alles in schönster Ordnung, wie Du es verlassen hast. Die wären schön dumm, wenn sie nicht zugegriffen hätten. Die können weit im Land herum suchen gehen, bis sie eine solche Lehrerin finden, wie Du eine bist." Monika freute sich unbändig über diesen Entscheid und über die mütterliche Aufregung und Begeisterung.

Am Tag jedoch, da Monika zum ersten Mal im Schulzimmer vor den 43 Mädchen stand, und den Versuch unternahm Ruhe und Ordnung herzustellen, war sie von den Worten der Frau Martha noch nicht felsenfest überzeugt. Schon an diesem ersten Tag fragten die Kinder mitten aus der Arbeit heraus nach dem Schulspaziergang, der wegen dem schlechten Wetter und der Krankheit der Vorgängerin, verschoben worden war. Sobald dieses Wort auftauchte, verwandelte sich die wohlgeordnete Klasse in eine schreiende Meute. Monika mußte immer von Neuem energisch eingreifen und sagte: „Es gibt keinen Schulspaziergang ohne wohlerzogene Kinder, ohne schöne

Lieder, die frisch und im Takt gesungen werden." So gestaltete sich die zweite Hälfte des Vormittags ganz unwillkürlich zu einer Gesangsprobe.

Der Schulspaziergang aber mußte auf vielseitiges Drängen schon in den nächsten Wochen nachgeholt werden. Es meldeten sich auch zwei Mütter, die mitkommen wollten. Der Tag wurde festgesetzt, der Ort und die Stunde des fröhlichen Auszuges.

Ei, war das eine Aufregung, schon am frühen Morgen. Die Mädchen kamen mit Fähnchen in die Schule, mit kleinen Rucksäcken, mit Blechtassen und Löffeln. Sie sangen schon auf dem Weg zum Schulhaus und klapperten mit dem Eßgeschirr und Besteck. Monika kam mit seiner Schar viel zu früh auf den Bahnhof. Dort stoben die Kinder auseinander, begannen bereits ihre Schokolade zu essen und schleckten an Süßigkeiten.

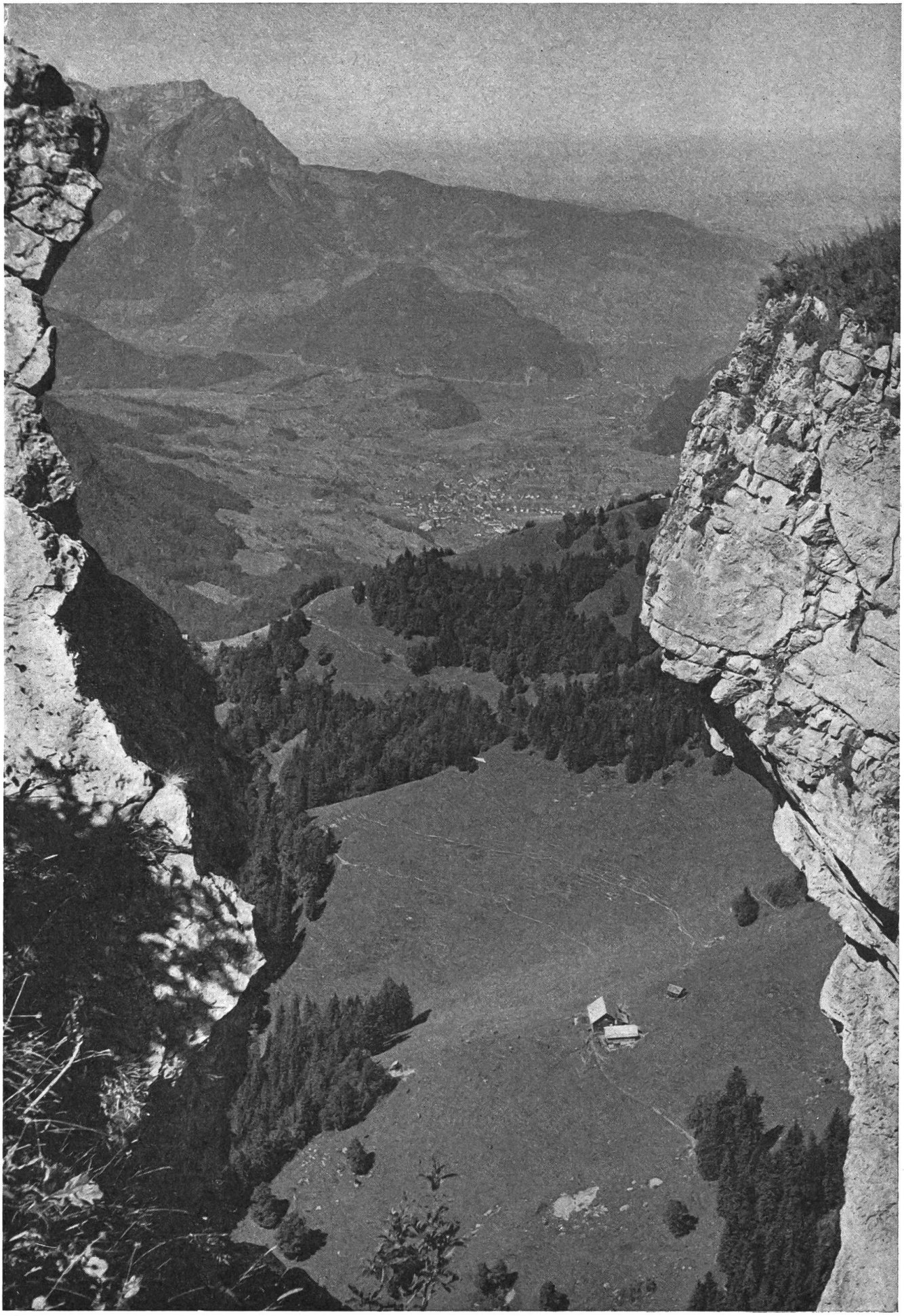
Ein großes Ereignis war für viele die Bahnfahrt, dann folgte der Aufstieg auf einen kleinen Berg, auf dessen Kuppe eine alte Burgruine besichtigt und Thee und Suppe gekocht wurde. Drei erwachsene Personen hatten übergenug zu tun, um diese wilde Schar zu hüten, zu füttern und in Schranken zu halten. Die einen rannten in den Wald, andere ins hohe Gras der nahen Wiese, das eine schüttete sich einen ganzen Teller voll Suppe auf das rote Kleidchen, ein anderes verbrannte sich die Finger und schrie wie am Spieß. Dies alles wäre nicht so schlimm gewesen, wenn nicht zwei Verwegene bis zu oberst auf das alte Gemäuer geklettert wären. Die Mauersteine waren zum Teil mit Gebüsch und Gras überwachsen, zum Teil verwittert oder lagen lose da. Ein Aufschrei und ein entsetzliches Geheul rief Monika herzu. Da lag die kleine Lisbeth hinter dem großen Tor am Boden, jammerte und weinte und über ihr, weit oben auf der Mauer klammerte sich Gritli an einen Haselbusch und schrie aus Leibeskräften: „Ich bin nicht schuld! Ich bin nicht schuld!"

Die Kinder drängten herzu. Lisbeth konnte nicht mehr aufstehen, heulte vor Schmerz, wenn jemand nur den Fuß berühren wollte. Nun wurden die Kinder plötzlich brav. Die beiden Mütter kamen überein, das Bein oder der Fuß sei gebrochen, man müsse den Arzt kommen lassen. Es war weit bis zur Autostraße und bis zum nächsten Bauernhaus. Monika versuchte Lisbeth auf die Arme zu nehmen und da es nicht all zu heftig jammerte, trug sie das Mädchen den Berg hinab. Die beiden Frauen räumten auf, sammelten die Kinder und setzten den geplanten Spaziergang fort.

Sorgfältig schritt Monika mit Lisbeth den Weg hinab, redete ihm gut zu, fand hundert und hundert begütigende und tröstende Worte und kam mit seiner wimmernden Last zum großen Bauernhaus. Dort bat sie zuerst um ein schmerzstillendes Mittel und fragte nach dem nächsten Telefon. Die Auskunft war nicht sehr ermutigend. Jedoch wollte die Frau einen Bub mit Bericht dorthin schicken. Man könne leicht auch eine Tragbahre herrichten, denn mit einem Handwagen zu fahren, sei es auf dem holperigen Weg nicht ratsam. Während diesen Beratungen kam Marcel, der Lebensmittelhändler, mit seinem kleinen Lieferungsauto angefahren und lud Futtermittel ab.

Marcel war ein anstelliger, flinker junger Mann, erst kürzlich im Militär zum Fourier befördert worden. Für ihn war dieser Transport eine leichte Sache. Er warf die letzten Säcke im Schwung aus dem Wagen. Verlangte Wolldecken und Kissen und bettete Lisbeth höchst bequem in seinen Kastenwagen hinein. Er tröstete das Kind und die verängstigte Lehrerin und lud sie ein, neben ihm auf dem Vordersitz Platz zu nehmen, sie könnten von dort durch das kleine Guckloch beide gut zuschauen, wie es der kleinen Patientin gehe. Monika aber wollte neben dem Mädchen knien und keinesfalls das Kind im geschlossenen Kasten allein lassen. Auch damit war Marcel nach langem Hin und Her endlich einverstanden, klappte die Türen zu und schwang sich auf den Führersitz.

Das war eine holperige Fahrt mit dem wenig beladenen Wagen auf dem rauhen Weg. Monika wurde gegen die Wand und dann wieder auf Lisbeth geworfen. Sie hät-



Blick von der Musenalp

Ein Bild von Leonard von Matt aus dem Buch von K. Vokinger Nidwalden Land und Leute

te sich dabei auch gut Hals und Bein brechen können, trotzdem Marcel sich aller Schonung befleißigte und alle paar hundert Meter anhielt um nachzusehen, ob die beiden mit seiner Fahrkunst zufrieden seien. Auch auf der guten Talstraße nahm er sich die Mühe öfters auszusteigen, die Kastentüre aufzumachen und sich nach dem Befinden der kleinen Verunglückten und mehr noch Monikas zu erkundigen.

So kehrte nun die neue Lehrerin von ihrer ersten Schulreise ins Dorf Hinterwald zurück, brachte ein verunglücktes Kind heim und ohne zu wissen, einen raschergrühten Verehrer. In zerknittertem, beschmutztem Kleid, die Frisur nach allen Windrichtungen verschoben, mit zitternden Knien und Händen, trug sie ihre jammernde Schülerin zu den Eltern in die Wohnung hinauf. Das war ein Schrecken und ein Jammern. Die gute Mutter wollte sich nicht fassen können, ließ Monika stehen und Lisbeth weinen und rannte von Türe zu Türe, bis endlich Marcel sie zur Vernunft und dazu brachte ein Bett herzurichten. Während der erste Schreck nachließ und das Jammern der Mutter immer mehr in Vorwürfe ausartete, erklärte ihr Marcel kurzerhand: „Seien sie froh, gute Frau, daß das Unglück nicht bei der alten Lehrerin passiert ist, die hätte das Kind nicht so weit auf den Armen getragen und so rührend umsorgt, sie hätte es ausgeschimpft, hätte das Spitalauto kommen lassen, dann bekämen Sie zu allem noch eine saftige Rechnung. Ich mache das gratis, Fräulein Monika zu lieb." Mit diesen Worten und einer eleganten Verbeugung vor den beiden, verschwand Marcel, wie ein Held.

Monika blieb bei der kleinen Patientin bis der Vater kam, bis der Arzt das gebrochene Bein in den Gipsverband gelegt hatte und bis das Kind in sanften Schlummer fiel.

Von süßen Madarinen und von der Kunst.

Anderntags erkundigte sich Marcel bei der neuen Lehrerin in der Schule, wie es der kleinen Lisbeth gehe, was der Arzt gesagt habe, und ob sein schonungsvoller Transport auch entsprechend gewürdigt worden sei. Monika dankte ihm nochmals herzlich. Der junge Kaufmann lehnte jeden Dank großzügig ab, ließ aber Monikas Hand die längste Zeit nicht mehr los. Auch dann nicht, als zwei Lehrer mit erstaunten Gesichtern vorübergingen und Monikas Wangen darob in holder Röte erglühten.

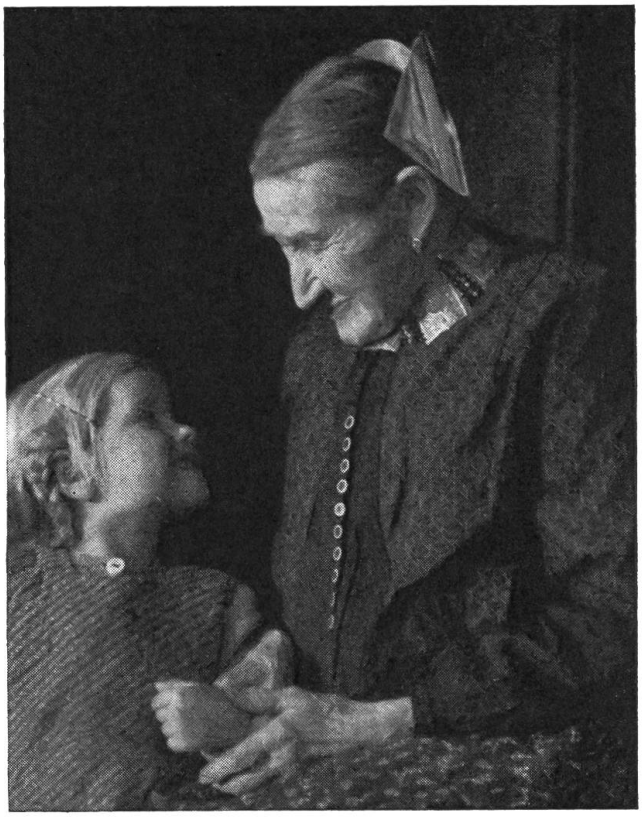
Seitdem tauchte Marcel bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit in Monikas Nähe auf. Wenn Frau Martha in seinen Laden zum Einkaufen kam, dann fehlte gerade das Mehl, waren die Spaghetti ausgegangen. Noch diesen Vormittag würden die Sachen eintreffen, er bringe dann alles noch rechtzeitig vor dem Mittagessen ins Haus. Jedesmal aber wartete er, bis er Monika vom Schulhaus heimzu gehen sah. Erst einige Zeit darnach klingelte er an der Türe, wollte unbedingt das Körbchen oder die Säcke in die Küche tragen und war nur schwer wieder zum Rückzug zu bewegen.

Einmal kam er gegen Abend ins Haus zum kühlen Brunnen mit einem Geschäftsbrief. Ob Fräulein Monika nicht so gut sein wolle, ihm das französisch Geschriebene zu übersetzen. Er könne wohl ganz geläufig italienisch und auch englisch einige Brocken, aber die französische Sprache sei ihm leider völlig fremd. Zu seinem großen Unglück setzte sich Frau Martha hilfsbereit an den Tisch und schrieb ihm alsogleich die Uebersetzung auf die Rückseite des Briefes. Marcel dankte mit bittersüßer Miene. Da er im ganzen Haus keinen Schritt und kein Geräusch wahrnehmen konnte und auch nicht ein Zipfelchen von Monika erblickte, mußte er schließlich hängenden Kopfes heimwärts ziehen. Monika lachte, da ihm Frau Martha dies erzählte, fühlte sich aber doch sehr geschmeichelt.

Auch im Büro des Herrn Andrees tauchte Marcel auf. Er wollte sich wegen der Steuererklärung und wegen einem ausländischen Import beraten lassen. Seit sein Vater gestorben sei, könne er sich bei niemanden sonst ganz vertraulich informieren. Er fragte, ob er am Abend kommen könne, untertags habe er für solche Dinge leider keine Zeit.

Nach der geschäftlichen Besprechung schlängelte er sich geschickt in die Stube hinüber und tat überrascht, wenn er Monika bei einer Arbeit sitzen sah. Er interessierte sich für alles. War sie daran Hefte zu korrigieren, dann brannte er darauf hineingucken zu dürfen. Hielt sie eine Handarbeit in Händen, dann sprach er über Häckeln und Klöppeln und ruhte nicht, bis er sich nebenan setzen und die Spitzen ganz aus der Nähe betrachten konnte. Las sie ein Buch, dann verbreitete er sich über Literatur und stöhnte, wie wenig er leider zum Lesen komme und wie schade es sei.

Mit all diesen Mitteln und dieser Ausdauer, brachte er es doch endlich zustande, daß ihm ein gütiges Geschick einen Abend bescherte, an dem Monika ganz allein zuhause war. Der Winterwind rüttelte an den Fensterläden, feine Schneeflocken sausten um das Haus, und Marcel brachte süße Mandarinen. — Er habe eben aus Südspanien eine Sendung extrafeiner Früchte erhalten. Die Mutter habe gesagt, von denen müsse er doch alsogleich einige Proben in das Haus zum kühlen Brunnen tragen. Ueberhaupt bringe er ihr einen schönen Gruß von seiner Mutter. Sie hätte so gerne und wünschte so sehnlichst, daß Monika einmal zu ihr auf Besuch komme. Ob das nicht morgen möglich wäre.



Großmutter erzähl mir
Foto Leonard von Matt

Monika malte Bilder, Märchenbilder für die Schule. Sie hatte die Truhe, die Kommode, die Stühle und den Tisch mit halbfertigen großen Bildern überlegt. Kein Sitzplatz war frei. Marcel mußte stehend zuschauen, wie die junge Künstlerin mit ihren Pinseln hantierte. „Zu Ihnen möchte ich auch in die Schule gehen", sagte Marcel. Monika ließ sich nicht ablenken, sie meinte: „Das haben Sie nun endgültig verpaßt, dazu hätten Sie etliche Jahre später zur Welt kommen sollen." Dann begann er wieder: „Warum malen Sie den Wald blau?" „Das ist grün, Herr Inspektor", gab die Lehrerin zurück, „das sieht nur bei Licht blau aus." — Unter diesen Umständen konnte er das Gespräch über Farben nicht gut weiter ausdehnen. Er wechselte das Thema: „Eigentlich ist es grandios, wie Sie bis in die Nacht hinein für die Schule arbeiten." Monika hielt einen Pinsel zwischen den Zähnen und sagte so: „Im Winter ist es früh Nacht." Und er darauf wieder: „Ich meine nur so, schließlich haben Sie auch ein Recht auf einen vernünftigen Feierabend. Sie sollten doch etwas für sich haben. Ich meine etwas fürs Herz, eine richtige Erholung." „Ich denke ausschließlich nur an meinen Beruf", sagte sie schlicht, „das ist meine Freude und meine Erholung." Marcel wagte sich weiter vor: „Und wenn jetzt ein junger Mann zu Ihnen käme, einer, den Sie so recht von Herzen lieb haben, würden Sie dann auch weiter malen?" Lachend entgegnete sie: „Die Bilder müssen über Nacht trocken werden, morgen brauche ich sie für den Unterricht."

In seiner Verlegenheit nahm Marcel eine Mandarine aus dem bunten Seidenpapier. Sobald er die Schale entfernte, stieg

ein köstlicher Duft auf. „Darf ich Ihnen eine Hälfte anbieten?“ „Nein, bitte nicht, ich kann sie jetzt nicht anfassen mit meinen bekleckſten Händen“, wehrte sie ab. „Und wenn ich Ihnen einen süßen Schnitz zwischen die Zähne schiebe?“ „Passen Sie auf“, sagte Monika heftig, „dann rutscht mir die Hand aus und ich schmeiße Ihnen die Farbenschale ins Gesicht. Dann können Sie mit einem roten Brustlatz spazieren gehen.“ Der junge Mann wurde sich bewußt, daß er zu weit gegangen war. Er schlenderte zu den andern Bildern hinüber und begann sie zu loben und zu rühmen. Monika unterbrach ihn: „Hören Sie auf. Glauben Sie, Sie seien in einer Kunstausstellung. Dann müssen Sie sofort hinausgehen. Solche Veranstaltungen sind nämlich um diese Zeit längst geschlossen.“

Das war nun deutlich genug. Der überschwengliche Bewunderer verstand den Wink. Er wollte den Bogen nicht überspannen. „Nur noch eine Frage, verehrtes Fräulein. Können Sie mir vielleicht sagen, wann diese Kunstausstellung wieder geöffnet wird?“ „Jawohl, das dürfen Sie wissen, Herr Marcel, dann, wenn meine Kleckſereien einmal Kunstwerke sind. Und bis dann dürften, meines Wissens, einige Jahrzehnte verstrichen sein. Auf Wiedersehen, edler Kunstfreund!“

Bald darauf befand sich Marcel im eisigen Wind, im Bereich der scharf vorbeifahrenden, winzigen weißen Flocken. In der warmen Stube lachte die Malerin leise vor sich hin. Bald aber schien ihr der Raum eigentümlich leer. Sie machte sich Gedanken, ob sie nicht doch allzu unhöflich oder gar lieblos gewesen sei. Die Bilder wollten ihr nicht mehr so recht gelingen. Kurze Zeit nachher schloß sie ihren Malkasten, räumte auf und stieg langsam und nachdenklich in ihr vertrautes, liebes Zimmer hinauf.

Von Spiel und Tanz und Regenschirm.

Der Schulrat von Hinterwald bekam vom Kurarzt Bericht, daß die erkrankte Lehrerin, in einigen Wochen wieder hergestellt sei und wieder die Schule übernehmen könne. Monika erhielt hiervon in einem offiziellen Schreiben Bescheid. Ihr Herz pochte beim Lesen dieses Briefes in wilden Sprüngen. Sie hatte die Kinder sehr lieb gewonnen. Auch wußte sie, daß in Hinterwald für lange keine Stelle frei würde. Sie mußte also wohl bald nach dem Wanderstab greifen, das Haus zum kühlen Brunnen verlassen und eine neue Stelle suchen. Vielleicht bei fremden Leuten in einem einsamen Zimmerchen Unterschlupf suchen. Tränen rannen ihr die runden, frischen Wangen hinab. Sie flüchtete mit ihrem Kummer, wie immer, zu Frau Martha.

Glücklicherweise hatte Monika während diesen Tagen keine freie Stunde. Zum Jubiläumsfest des Gesellenvereins sollte sie mit den Schulkindern ein Märchenspiel zur Aufführung bringen. Die Proben, die Kostüme, die Szenerien, auch die lustigen Bärte und Perücken, die sie aus Flachs und Wolle selbst verfertigte, beschäftigten sie Tag und Nacht. Nicht zuletzt auch die Besprechungen mit den Müttern, die ihrem Bub oder Mädchen ein ganz besonders schönes Röckli oder Tschöppli anziehen wollten. Sie wollte das nette Spiel auf eine ganz originelle, neumodisch märchenhafte Art inszenieren. Ein Lehrer, der bisher nach guter alter Vätersitte solche Kinderspiele aufgeführt hatte, sollte ihr bei dieser Aufgabe zur Seite stehen.

Diese Hilfe erwies sich als schwerer Bremsklotz. Der erfahrene und in solchen Dingen als Autorität geltende Herr, fand die Ideen der jungen Lehrerin einen Kabis. Er duldete keinen Widerspruch und donnerte mit kräftiger Stimme in Monikas Anordnungen hinein. Was sich aber in dem hübschen Köpfchen Monikas einmal festgesetzt hatte, das war nicht so leicht zu entfernen. Sie verteidigte ihre Auffassung mit Zähigkeit und Geschick. Hielt im Geheimen mit den Hauptrollen Proben in ihrem Zimmer ab und begeisterte die Kinder für diese, noch nie dagewesene Kunst. Der Zorn des Verteidigers guter alter Theatertradition entlud sich in groben, unüberlegten Worten: „Ein so junger Gaz, kaum aus dem Seminar geschlüpft, vor wenigen Jahren noch halbverhungertes Bauerngof, vom ober-

sten, hintersten Krachen, soll mich mit meiner Erfahrung, mich mit meinen vielen großen Erfolgen aus dem Feld schlagen, soll mich lehren, wie man ein Theater macht. Ich werde sie mit dem Daumen, wie eine Fliege zerdrücken."

Der wutschnaubende König der Bühne von Hinterwald mußte jedoch zusehen, wie die Aufführung bei der Gesellenfeier einen unerwarteten Erfolg, einen stürmischen, begeisterten Beifall ernten konnte. Monika wurde für diese Leistung vom Präses am offiziellen Ehrentisch zum Nachtessen eingeladen und in der feierlichen Rede mit besonderer Auszeichnung bedacht, mit Dank und Anerkennung überschüttet. Hauptsächlich die jüngeren Gesellen klatschten bei diesen Worten unermüdlich in die Hände. Nicht am wenigsten Herr Marcel, der als Vorstandsmitglied neben Monika ebenfalls am Ehrentisch saß. Er war auffällig bemüht, für ihre Trankſame zu sorgen, ihr die besten Stücke aus der Platte auf den Teller zu legen und zu verhindern, daß sie nach dem offiziellen Teil verschwinden könne. Monika hatte beabsichtigt, möglichst bald den Rückzug anzutreten. Aber der überraschende Erfolg, die frohe, von gutem Wein angeregte Stimmung und dann erst die lüpfige Tanzmusik, bliesen ihre Vorsätze zu allen Fenstern hinaus. Beim ersten Walzer fing es ihr an in allen Gliedern zu kriebeln und zu jucken, und ohne daß sie eigentlich wußte wie ihr geschah, drehte sie sich in Marcels Armen selig im Takt der beschwingten Melodie. Das war ein Tanzen, ein Schweben und Drehen, mit fliegenden Röcken, mit fliegendem Atem, erfüllt von Freude, von jubilierenden Takten, Musik und Jugend, ein herrliches Fest. Wie staunte der Tänzer. Wie lachte das Mädchen, bei diesem ersten gemeinsamen Tanz. Kein Wunder, daß Marcel keine andere Tänzerin suchte und mit trüber Miene sitzen blieb, wenn ein Anderer Monika entführte.

Mit trüber Miene schaute Marcel den Tanzenden zu

Während diesen unfreiwilligen Pausen, während denen er mit starren Augen unter allen Paaren nur dies eine Mädchen suchte, schmiedete er den Plan, wie er es ankehren wolle, sie auf dem Heimweg zu begleiten. Sein Ränkespiel gelang. Unter seinem Schutz und Regenschirm schritt Monika kurz nach Mitternacht durch die verlassenen, nassen Straßen, auf denen der Schein der wenigen Lampen schimmerte. Ein so hübsches Kleid vor den heftig fallenden Tropfen schonungsvoll zu bewahren, war es notwendig sich eng zusammenzudrängen unter den Schutz bietenden Schirm.

Nun war Marcels schon lang ersehnte Stunde endlich gekommen. Nun wollte er reden, von seiner Liebe, von seinen Plänen. Schade nur, daß Monika so eilig davon trippelte. So sehr er sie auch am Arm zurückhielt. Er mußte mit dem Regenschirm folgen, sonst wäre sie radikal in die Nässe hinein gelaufen.

Kaum hatte er seinen ersten, lang überlegten, gut vorbereiteten Satz ausgesprochen, fiel ihm das Mädchen ins Wort und sprach von der schönen Rede des Präses, von der lustigen Dekoration des Saales, von der rassigen Ländler-Kapelle und vom guten Essen. Schon auf halbem Weg suchte

sie in ihrer Tasche nach dem Schlüssel und kaum angekommen, steckte sie ihn ins Schloß der Haustüre. „Ich danke Ihnen herzlich, Herr Marcel", sagte Monika geschwind, „herzlichen Dank für alles und besonders für den Regenschirm, das war lieb von Ihnen."

So behende, wie der Zwerg im Märchenspiel, verschwand Monika im Haus. Marcel starrte die Türe an, das Licht, das aus dem kleinen Durchblick drang. Er sah, wie sich bald ein Fenster im oberen Stockwerk erhellte, ein Schatten herzu trat und mit raschem Griff die schweren Vorhänge zog.

Da stand er vor dem Haus, wie ein begossener Pudel und tatsächlich goß der Regen wie mit Kübeln. Mit müden Schritten latschte er durch die Pfützen zurück. Vor dem erleuchteten Festsaal blieb er stehen und überlegte. Warum sollte er nochmals hinein gehen? Was zog ihn noch zu diesen fröhlichen Gästen? Nichts! Für ihn war der Saal nun öd und leer. Plötzlich machte er kehrt. Wenn Monika nicht hören will, dann muß sie es lesen, dachte er und ging rasch entschlossen heim.

Leise öffnete er die Türe des Geschäftes. Trat in den Duft von Früchten und frischen Lebensmitteln, schritt bei hellem Licht an den Gestellen und Schaukasten vorbei ins Büro. Hut und Mantel schmiß er in die Ecke, zog den Rock aus und setzte sich ans Pult. „Liebe Monika", schrieb er auf einen großen Bogen, und dann flog die Feder über die Zeilen hin. Schwüre unstillbarer Liebe, seine Sehnsucht nach einer lieben Frau, die drängende Notwendigkeit nach einer tüchtigen Hilfe im Geschäft, der Wunsch mit einem so gebildeten und feinen Menschen für immer zusammen zu sein, das Glück endlich das Idealbild all seiner Träume gefunden zu haben, all das füllte viele Seiten.

Noch in dieser Nacht warf Marcel den umfänglichen Brief in den Postkasten. Das Dorf lag still im Regenriesel da. Das letzte Johlen, Singen und Lachen war verstummt, der letzte frohe Gast in der Dunkelheit verschwunden. Sinnend und traumverloren ging Marcel durch die verlassenen Gassen über das nasse Pflaster heim.

Drei Gespräche.

Der Frühling sandte seine ersten Boten über die weißen Berge mit Föhnfahnen in den Himmel hinaus. Zauberiger Glanz und warme klarsichtige Luft lag über dem beglückenden Sonntag-Nachmittag. Frohe, aus Wintermüde erwachte Menschen schritten durch die Straßen. Vögel sangen und zwitscherten auf allen Dachtraufen und den Zierbäumen des Dorfplatzes. Kinder sangen und spielten. Die Freude zog durch die offenen Fenster in die Häuser ein.

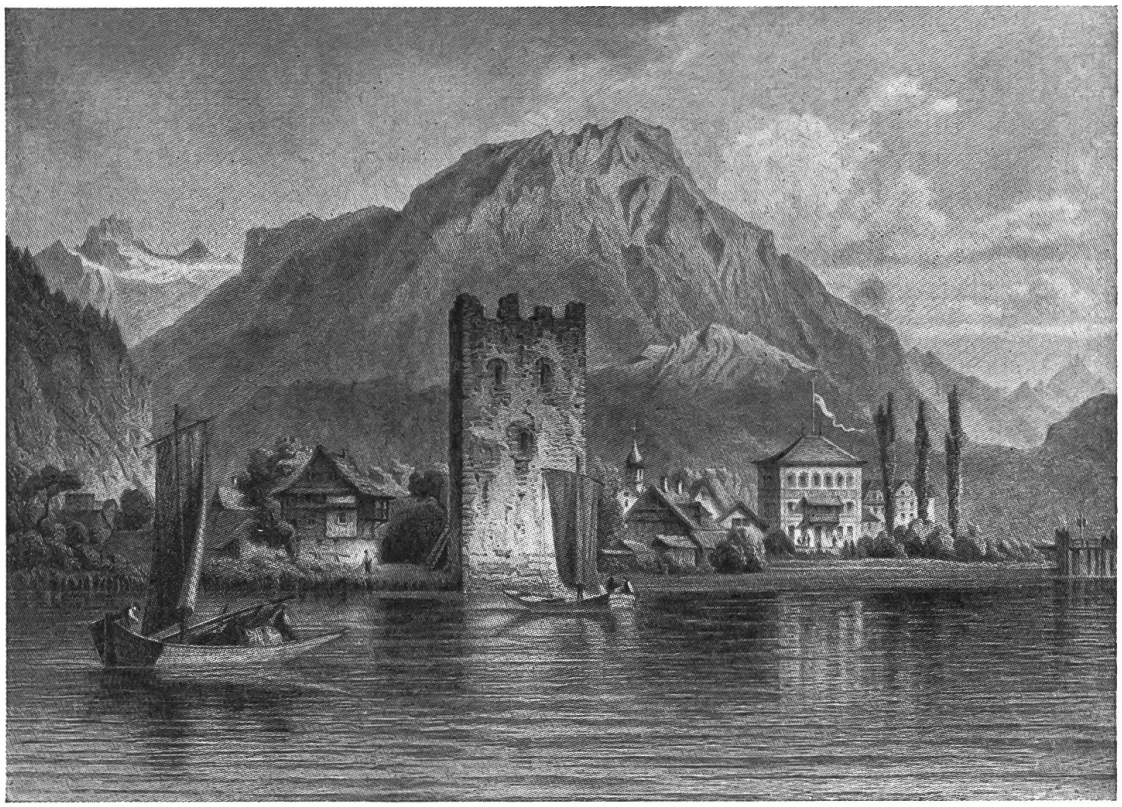
Marcel's Mutter spürte nicht viel von dieser Herrlichkeit der Natur. Sie saß mit einem Buch in Großvaters hochlehnigem Polsterstuhl. Sie hielt ihr Bein sorgfältig auf Kissen gelagert. Die Schmerzen wollten auch so nicht Ruhe geben. Marcel saß am Tisch und schrieb. „Mir geht's nicht gut, mein Sohn", unterbrach sie seine fleißige Arbeit, „das Bein wird schlimmer. Du sollst endlich eine Hilfe für mich suchen. Wir können das große Geschäft nicht mehr lange allein führen. Die Angestellten werden schlampig, wenn Du so viel fort bist. Ich kann nicht mehr so viel im Laden stehen. Eine junge Frau sollte hier einziehen, Marcel. Du bist jetzt 26 und der gute Vater schon drei Jahre unter dem Boden. Was willst Du machen, wenn ich ins Bett liegen muß?" „Aber hör doch Mutter", beschwichtigte er sie, „das ist nur wegen den drei strengen Tagen. Mußt Dich heute und diese Woche etwas schonen."

„Damit ist es nicht getan", spann die Mutter beharrlich an diesem Faden weiter, „das Bein wird nicht jünger und besser. Ich weiß nicht, was mit Euch Jungen heutigentags los ist. Zu unseren Zeiten, hat man in Deinem Alter seine Wahl getroffen. Was fehlt Dir denn, Du kannst einem Mädchen bei Gott ein hübsches Nestchen anbieten. Das große Geschäft, ein eigenes Haus am guten Platz. Sie braucht keine Möbel zu bringen, ist ja alles da. Wegen mir braucht sie keine Angst zu haben. Ich bin froh, wenn ich noch etwas helfen und einem jungen Glück zuschauen kann."

Marcel hatte unterdessen einen Stuhl in ihre Nähe gerückt. Nun hielt er ihre Hand

und sagte: „Liebe Mutter, das ist nicht so leicht.“ „Mach doch keine einfältigen Tänze, Marcel. Du bist doch geschickt und gewandt, kannst frei und offen mit allen Leuten sprechen, bist gewohnt Deinen Willen durchzusetzen. Man muß nicht lange mit versteckten Karten spielen. Die Mädchen haben das nicht besonders gern. Sie wollen wissen, ob ein junger Mann ernste Absichten hat, oder ob er nur wie ein Falter um das Licht herum tanzen will. Du mußt mit der Sprache herausrücken. Will doch fröhlich tausend gegen einen einzigen Franken wetten, daß gut ein Dutzend Mädchen auf Deine Worte warten.“ Marcel verlor sich ins Sinnen und Brüten, streichelte der Mutter Hand und sagte dann endlich: „Aber jene, die warten, mag ich nicht fragen.“

Zur selben Stunde legte Frau Martha im Haus zum kühlen Brunnen ihr Buch aus der Hand und sagte zu ihrem Mann: „Was meinst Du Andrees, soll ich einmal mit der Monika reden. Sie scheint mir in letzter Zeit nervös zu werden. Sie hört nicht mehr so gut zu. Ihre Gedanken sind oft weit weg. Ich weiß nicht, ob sie schlecht schläft.“ Andrees begann in großen Schritten durch die Stube zu schreiten. „Was Du sagst, ist mir neu. Ich finde, sie setzt sich etwas zu heftig für ihre Schule ein. Aber das kühlt sich ab. Laß sie machen, sie findet ihr Maß schon allein.“ Frau Martha gab sich nicht zufrieden: „Ihr Männer seit doch blind. Merkst Du denn gar nichts. Bist Du noch nie auf den Gedanken gekommen, der junge Marcel komme auch noch wegen etwas anderem, als nur wegen Deinen guten Ratschlägen hierher?“ Andrees lachte: „Gut, nehmen wir an, wir Männer seien blind. Ihr Frauen aber, ihr seht Gespenster. Hinter jedem Blick und Gruß wittert ihr eine Verlobung, hinter jedem Blumenstrauß eine Hochzeit. Monika, die so in ihre Schule verliebt ist und kaum erst aus der Schule kam, hat ja gar keinen Sinn und



Stansstad

Nach einem Stich aus dem Jahre 1880

keine Zeit für solche Gedanken. Martha, da muß ich wirklich lachen."

Die Frau blieb lange still, lauschte auf die schweren Schritte und begann dann wieder: „Meinst Du nicht es wäre schade, wenn das Mädchen, das so gut für die Schule geschaffen ist, in einer dummen Verliebtheit plötzlich alles an den Nagel hängen würde. Das wäre bestimmt nicht ihr Glück."

„Mach Dir keine dummen Sorgen Martha. Monika ist klug genug. Natürlich wäre es schade, wenn sie ins Unglück rennen würde. Aber meinst Du, mit Reden sei in solchen Dingen viel zu machen, höchstens zu verderben. Liebe Frau, laß bitte die Finger davon."

Zur gleichen Stunde kniete in der Wallfahrtskapelle auf dem Berg ein Mädchen vor dem reichverzierten Muttergottesaltar. In innige Gebete tief versunken, den Rosenkranz in den Händen. Schon lange kniete es so da, ohne sich zu rühren. Nun waren die andern Pilger alle gegangen. Halblaut kamen die Worte von seinen Lippen: „Zu Dir komme ich in meiner Not, liebe Mutter Gottes. Hilf mir! Ich verehre Dich und Deinen lieben Sohn und will Euch immer ein liebes und treues Kind sein. Höre gnädig auf mein Flehen. Hilf mir, daß ich eine Stelle finde, eine Schule, in der ich mit allen Kräften in Deinem Dienste wirken kann. So viel hast Du mir schon geholfen. Ich danke Dir aus ganzem Herzen. Laß mich nicht von Deiner Hand, vergiß mich nicht." Noch lange Zeit blieb Monika und schaute unverwandt auf das Bild der Gottesmutter. Sie gab ihm keine Antwort. Sie lächelte nur.

Wie sich Monika der Mehrheit fügen muß.

Dem guten Rat seiner Mutter folgend, benützte Marcel jede Möglichkeit mit Monika zu sprechen. Er fürchtete nicht den hellichten Tag und nicht die ungünstigste Stunde. Fuhr er zum Beispiel mit seinem Lieferwagen, auf dem seine Firma in gelb und blau auffällig angeschrieben war, vormittags auf den Schulhausplatz, stürmte die Treppe zur zweiten Mädchenklasse empor und klopfte an der Türe des Schulzimmers. Monika, über die Störung nicht eben erbaut, kam heraus. „Fräulein Monika, entschuldigen Sie bitte", sprach er aufgeregt, „die Sache ist so wichtig, daß ich keinen Augenblick versäumen wollte. In Wilerholz, Sie wissen ja, in dem kleinen neuen Schulhaus hinter dem Bergrücken, geht die Lehrerin fort. Sie suchen eine neue. Ich habe soeben mit dem Schulpräsident gesprochen. Sie sollen sich anmelden."

Das war nun fürwahr ein interessanter Bericht. Monika dankte und sagte, es sei sehr nett von ihm, sich so zu bemühen. Er warf sich in die Brust und meinte, er habe natürlich das allergrößte Interesse, daß sie nicht zu weit weg gewählt werde. In Wilerholz habe er jede Woche mindestens einmal geschäftlich zu tun.

Nun kam also die Zeit, da die junge Lehrerin um ihr Brot auf die Wanderschaft gehen sollte.

Der Schulpräsident des kleinen Bergdorfes Wilerholz, wußte natürlich genau, von wo Monika stammte. Er war darum sehr erstaunt, zur Zeit des angemeldeten Besuches, eine so modern gekleidete, elegante Tochter zu sehen. Als er sie aber in seinem eigenen, unverfälschten Dialekt reden hörte und gewahrte, wie eifrig sie sich nach dem Schulplan und den Kindern erkundigte, störte ihn das helle Jacket und die modische Wuschelkopffrisur nicht mehr.

„Potztausend, die hat's hinter den Ohren", sagte er anderntags zum Hinterbach-Melk, der auch mit ihm im Schulrat saß, „wenn wir die wählen, dann werden unsere Buben Professoren. Die versteht dann schon mit unseren knorrigen Berglerköpfen umzugehen, ist selber Kind von der obersten Blangge. Die müssen wir nehmen." Und was sich der Schulpräsident einmal in den Kopf gesetzt hatte, das brachte er auch meistens zustande.

Auch Marcel, auf seinen Lieferfahrten, redete bei den Leuten wie ein Advokat, und empfahl die vorgeschlagene Lehrerin zur Wahl.

Die Versammlung der Schulgemeinde war außerordentlich gut besucht. Eine solche Wahl fand immer großes Interesse. Die Männer stellten an den Präsidenten viele

Fragen, die er nur mit ungewisser Auskunft beantworten konnte. Ob sie auch kräftig genug sei, die größeren Buben über's Knie zu nehmen? Ob sie nicht mit der Wissenschaft zu hoch hinaus wolle, so ein gelehrtes Tüpfi, sei dann nicht das Richtige für die Schule hier auf dem Berg.

Ein ganz Schlauer verlangte das Wort, er habe gehört, sie habe schon einen Schatz. So eine könnten sie nicht brauchen. Eine Lehrerin in Wilerholz sollte, wenn sie gut ist, doch auch wieder mindestens zwanzig, dreißig Jahre hierbleiben. Bei so jungem Gemüse könne man nie wissen. Dem Präsidenten schien diese Neugier doch zu weit zu gehen. Er fragte an, ob sie nicht zur Wahl schreiten wollen. Es handle sich ja schließlich darum, ob man die Monika wolle oder keine, denn eine andere sei nicht angemeldet. Daraufhin konnte, nach zweistündiger Diskussion der Schulschreiber Einstimmigkeit der stattgehabten Wahl ins Protokollbuch eintragen.

Noch umständlicher gestaltete sich für Monika die Suche nach einem geeigneten Zimmer. Sie mußte zuerst in der Wirtschaft wohnen, direkt über der Gaststube, von der Rauch und Lärm und nicht immer die besten Düfte heraufdrangen. Nach Wochen erst, fand sie in einem alten Bauernhaus eine geeignete Wohnstatt, ein Eckzimmer gegen die Laube zu. Es war nicht mehr so licht und hell, so groß und vornehm, wie im Haus zum kühlen Brunnen. Aber heimelig halt doch und die Leute waren wirklich nett zu ihr und freuten sich, die junge Lehrerin in ihrem Haus zu haben.

Ohne Hut und Mantel abzulegen trat Monika in die Stube ein

Eines Nachmittags wurde sie ins Nachbarhaus ans Telefon gerufen. Ob sie nicht heute abend noch ins Haus zum kühlen Brunnen kommen könne, zum Nachtessen vielleicht, Frau Martha wäre froh, wenn sie ihr für ein kleines Fest in der Küche helfen könnte. Für die Rückfahrt nachher sei gesorgt. Monika konnte sich die Aufregung in Frau Marthas Stimme nicht erklären. Sofort nach Schulschluß packte sie ihre Hefte zusammen, rannte in ihre kleine Wohnung hinauf, kleidete sich um und eilte den Bergwald hinab.

Von einer Waldwiese aus schaute Monika über das Tal hin, das in der Pracht eines warmen Spätsommertages ruhte. Wiesen und Obstbäume in vollem Schmuck, Häuser und Ställe im Glanz der feierlich sinkenden Sonne. Welch schöne Heimat, welch glücklicher Friede breitete sich zu ihren Füßen aus. Ein Besuch bei Andrees und Frau Martha, war ihr immer, nicht nur eine köstliche Abwechslung, auch eine innerste Herzensfreude.

Wie staunte Monika, das Haus zum kühlen Brunnen festlich geschmückt zu finden, einen Blumenkranz um den großen Spiegel in der Halle, einen Willkommgruß an der Stubentüre.

Den Mantel über dem Arm, den Hut noch auf, führte Frau Martha ihre Monika ins Eßzimmer. Dort saß bei Andrees ein fremder Mann am Tisch, der sich alsogleich erhob. Ein Schreck fuhr dem Mädchen aufs Herz, da dieser mit strahlendem Lachen näher trat, die Hand zum Gruß darbot und sagte: „Bist Du aber groß und schön geworden, Monika, das ist aber eine herrliche

Ueberraschung." Sie starrte mit ihren großen braunen Augen in das Gesicht des Fremden, gab ihm die Hand und sagte zögernd: „Herr — — Stefan?" „Ja", lachte er, „das ist der Stefan. Aber nicht der Herr Stefan. Ich habe Dich immer als kleines Mädchen in meiner Erinnerung herumgetragen und als „Du". Und da Du zu einem guten Teil meiner Eltern Tochter bist, sozusagen meine Schwester, wollen wir keine langen Umstände machen. Komm setz Dich zu uns an den Tisch."

Also so war das, wie es scheint bei den Amerikanern Brauch, das „Du" antragen und Bruder und Schwester sein wollen, bevor man nur dazu kam Hut und Mantel abzulegen. Monika mußte nur immer und immer wieder in das sonnenverbrannte, vor Lebensfreude sprühende Gesicht hinein schauen. Sie erinnerte sich so genau daran, wie sie ihn das erste Mal gesehen, vor der Haustüre, da sie sich als angehende Sekundarschülerin vorstellen kam. Nun waren so viele, viele lange Jahre verflossen. Er saß wieder am Tisch, immer noch den Schalk in den Augen, die freie, überlegene Art zu sprechen und einen Strahl von köstlichem Wohlbefinden um sich.

Mit dem Helfen in der Küche war es nicht weit her. Der Tisch in der guten Stube war gedeckt. Braten und Gemüse konnten aus dem Backofen genommen werden. Und Vater Andrees holte kühlen Wein.

Monika servierte und vermied es Herrn Stefan in direkter Rede anzusprechen. Frau Martha sah dem Spiel mit Lächeln zu. Stefan versuchte immer wieder, Monika zu einem „Du" zu verlocken. Sie aber wich geschickt aus, drechselte lieber einen langen, umständlichen Satz. Vater Andrees griff schließlich persönlich ein: „Monika, Du bist, so viel ich weiß, in einem demokratischen Land von Amtes wegen angestellt. Du hast Dich deshalb wohl den Gepflogenheiten dieses Landes widerstandslos zu fügen. Die Mehrheit regiert hierzuland. Wir stimmen ab. Wer dafür ist, daß Monika und Stefan sich Du sagen sollen, der soll die Hand erheben." Drei Hände erhoben sich feierlich. „Wer dagegen ist, soll es ebenfalls tun." Monika ließ beide Hände ruhig neben ihrem Teller liegen. „Also drei Stimmen, gegen eine Enthaltung, sichtbar die überlegene Mehrheit. Monika, willst Du Dich der souveränen Gewalt fügen?" „Zum Wohl, Stefan!" lachte sie und erhob ihr Glas. Und im hellen Klingklang der Gläser und mit Hilfe des perlenden Weines, im Genuß der köstlichen Speisen, begann ein reizendes intimes Fest, zur Begrüßung des heute heimgekehrten Sohnes, der mit guten Nachrichten und interessanten Erlebnissen nur so um sich werfen konnte.

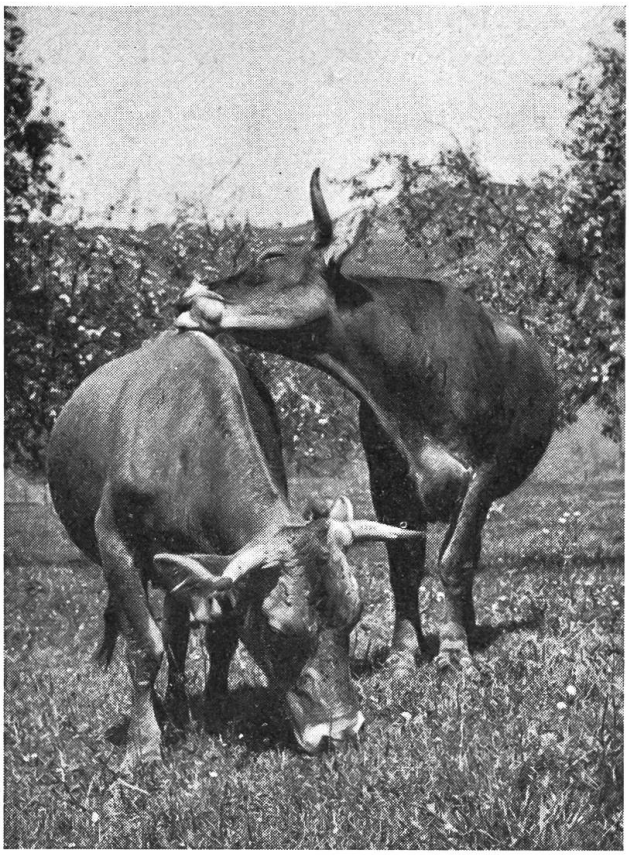
Stefan erzählte von harten Verhandlungen mit kaltschnauzigen Geschäftsleuten. Von riesigen Wasserfällen, von Indianerfrauen, die auf dem Todbett noch die Pfeifen rauchen, und von Fabriken, die ganze Stadtgebiete überdecken. So viel hatte er gesehen und erlebt, und doch nie einen Tag das Heimweh vergessen können. Nun wollte er schauen, ob sich seine Erfahrungen und Pläne hier in der Heimat verwirklichen ließen. Die nächsten Tage aber gedachte er, sich auszuruhen, durch das Tal und die Dörfer zu schlendern, die Berge hinauf und über die Alpen zu wandern, um die Heimatluft in vollen Zügen einzuatmen.

„Ich liebe, du liebst, er liebt."

Auf einer solchen Wanderung kam er vom Oberberg her in das Dörfchen Wilerholz hinunter, stärkte sich in der Wirtschaft, plauderte mit den wenigen Leuten, die er traf und ging dann mit dreckigen Schuhen und munterem Schritt auf das Schulhaus zu. Vor den Türen der beiden Klassenzimmer, besah er sich die Reihen wohlgeordneter Schuhe und Mäntel und Tschöppli an den Hacken, wählte die Türe mit den kleineren Schuhen und klopfte.

Auf den ersten Laut hin trat er ein und meldete sich der Klasse als Schulbesuch aus Amerika. Er sagte der Lehrerin, er habe drüben von Pestalozzi gelesen und wolle nun in dessen Heimat Studien in den Volksschulen machen. Hauptsächlich interessiere ihn der Deutschunterricht. Ob vielleicht das Fräulein Lehrerin nicht so gut sein wollte, ihm ihre Unterrichtsweise vorzuführen.

Den Kindern fiel es gar nicht besonders auf, daß die Lehrerin plötzlich so feuerrote Wangen hatte und ganz nervös von der Tafel zum Pult und wieder zurück eilte. Denn ein Schulbesuch aus Amerika, das war Grund genug, entsetzlich aufgeregt zu werden. Toni wurde aufgefordert zu lesen. Bethli durfte sein Schreibheft zeigen. Stefan fragte die Kinder nach ihrem Namen und ob sie auch schon alle Formen der Tätigkeitswörter gelernt hätten. Er stellte sich neben das Pult und wollte, daß die Kinder das Wort „lieben" nach allen Regeln der Kunst anwenden und abwandeln. Er sprach ihnen laut und langsam vor, und die Kinder mußten ihm im Chor nachsagen: „Ich liebe, du liebst, er liebt. Ich habe geliebt, du hast geliebt... Ich werde lieben, du wirst lieben." Er war mit dem Resultat sehr zufrieden. Er dankte der Lehrerin, lobte vor allen Kindern den so vorzüglichen Stand ihres Unterrichtes und ging sichtbar hoch befriedigt aus dem Zimmer. Monika wußte, morgen würden alle Leute von Wilerholz und auch die Sennen auf den Vorsäß und die Hüter auf den Alpen von diesem amerikanischen Schulbesuch sprechen.



In Freundschaft und Blütenpracht

Foto Leonard von Matt

Daheim im Zimmer, noch bevor sie zum Nachtessen ging, setzte sie sich an den Tisch und schrieb dem Amerikaner einen Brief:

„Sehr geehrter Herr!

Teile Ihnen mit, daß Schulbesuche in Wilerholz ohne Erlaubnis des Schulpräsidenten und ohne schriftliche Ermächtigung des Schulinspektors verboten sind.

Achtungsvoll Die Lehrerin.

Zwei Tage später erhielt die erboste Lehrerin der Unterschule von Wilerholz einen eingeschriebenen Brief mit dem Inhalt:

Liebe Monika!

Darf ich Dich daran erinnern, daß Mehrheitsbeschlüsse innerhalb der Grenzen der schweizerischen Eidgenossenschaft auch werktags Geltung haben. Ferner möchte ich Dich bitten, mir die Adressen Deines Schulpräsidenten und Schulinspektors mitzuteilen, damit ich die erforderlichen Erlaubnisscheine sofort einholen kann. Es hat mir nämlich in Deiner Schule ausgezeichnet gefallen.

Mit herzlichen Grüßen

Stefan

Allein Stefan trieb nicht nur Allotria und fröhnte seiner Wanderlust. Er besichtigte mit dem Vater die Wohnhäuser, die inzwischen auf einem Randstreifen des Grundhofes erbaut worden waren. Begab sich in den Hauptort auf's Rathaus um seine Papier zu ordnen, pflegte mit dem Bankdirektor lange und wichtige Gespräche und entfaltete in Vaters Büro schon eine umfangreiche Korrespondenz.

An einem schönen Tag jedoch, war er nicht gut daheim zu behalten. Er benützte den frühen Morgen um auf die Alpen zu gehen. Auch Lauibach machte er einen Besuch und stieg dann den krummen Weg gegen das Fluhstöckli hinauf. Bei jeder stei-

len Kehre dachte er an Monika, die diesen wüsten Weg so oft bei Regen, Schnee und Eis und auch in dunkler, stürmischer Nacht gegangen war. Gibt schon einen zähen, guten Schlag, so ein Schulweg, dachte er, ist doch fürwahr ein zünftiger Strapaz jeden Tag. Daß sie nicht ein Drahtseil bauen? Das ganze Tal hängt ja voll von Drahtseilen zu jedem Hoger hinauf. Da er aber langsam auf das Haus zu kam, die mageren Matten und steilen Halden sah und daran dachte, daß hier aus diesem spärlichen Boden so viele Kinder ernährt werden mußten, fing er an zu begreifen, daß wohl kein Geld für eine teure Seilanlage übrig geblieben sei.

Beim Portli flickte Balz den Hag. Stefan trat auf ihn zu und begann mit ihm zu reden. Er sagte, wer er sei und fragte nach den Kindern. Die Jüngsten kämen jetzt aus der Schule, zwei seien Knechtli und zwei Knechte, einer arbeite im Holz und der älteste, sei nicht zu halten gewesen, der gehe in die Fabrik. Von den Mädchen seien zwei auch schon in guten Stellen, ob er nicht hinein kommen wolle und ein Kaffee trinken, die Mutter höre gar gern etwas Neues von der Moni.

Die Begrüßung auf der Frauenseite war herzlicher. Stefan schaute sich in der engen Stube um. Hier also, um diesen Tisch sind früher dreizehn große und kleine Leute gesessen. In diesem Häuschen haben alle geschlafen und gewohnt. Er dachte an sein erstes kleines jämmerliches Zimmerchen in der fernen Großstadt, da war ja noch mehr Platz vorhanden gewesen als hier. Und an Arbeit hatte es wohl auch nicht gefehlt, das älteste Mädchen mußte doch immer zuerst anpacken und helfen. Die Mutter war eine stille, zufriedene Frau. Nun hätten sie das Schlimmste überstanden, sagte sie, jetzt könnten sie Schulden abzahlen, es komme doch viel zusammen vom Verdienst der Jungen. So schön wie jetzt hätten sie es noch nie gehabt. Stefan überlegte sich was für einen großen Hof diese Familie drüben mit eigenen Leuten bewirtschaften könnte, mit allen Maschinen und modernen Hilfsmitteln. Bei dem heutigen Mangel an Arbeitskräften, so dachte er, ist ja der Balz ein Großkapitalist, er besitzt in seiner großen Familie just das, was man jetzt am meisten begehrt, gute, treue, gesunde, starke Mitarbeiter.

Nach dem dritten Kaffee sagte Stefan, er wolle noch in die Edelweiß-Felsen hinauf, ob ihm ein Kind den Weg zeigen könne. Fredi kam noch so gern mit, tat groß mit seinen Wegkenntnissen und erzählte dem fremdländisch gekleideten Herrn all das, was vorher Vater und Mutter verschwiegen hatten.

Während der lustige Geißbub nichts ahnend vor Stefan hertrippelte, wurde in dessen Kopf ein Plan reif, der für diese Familie von großer Bedeutung werden sollte.

Eine Beichte so lang wie der Heimweg.

Sobald der Herbst den Wald verfärbt, die letzten Birnen von den Bäumen fallen, werden die Abende lang und kalt. Ein Schneewind liegt in der Luft. Frau Martha rät auf dem Heimweg den warmen Mantel anzuziehen. Monika war seit Mittag im Haus zum kühlen Brunnen auf Besuch, nun will sie heimwärts gehen. Stefan begleitet sie. Die großen Wolkenballen am Himmel werden vom versteckten Mond da und dort mit Silberrändern verziert. Autos schwirren an ihnen vorüber. Sie schwenken in den Feldweg ein. Monika schweigt.

Sie, die doch von frühester Jugend an gewohnt war allein und zu jeder Nachtzeit durch den Wald zu gehen, sie empfindet ein eigenartig banges Gefühl. Stefan frägt: „Weißt Du, warum ich damals hinüber ging, hinüber auf den großen Kontinent?“ „Genaues weiß ich nicht“, sagt sie, „wahrscheinlich kenne ich überhaupt nicht den wahren Grund.“

Nun beginnt Stefan zu erzählen, von der trostlosen, bösen Zeit, von seiner Nacht im Kasino, von seinem Spiel mit dem gestohlenen Geld. Von der Ueberfahrt, die ihm fast das Herz gebrochen hat. Monika sagt kein Wort. Oft bleiben sie stehen, wenn der steile Weg ihnen Mühe macht, oder wenn es notwendig wird eine gefährliche Stelle zuerst mit der Laterne auszuleuchten.

„Weißt Du, es war fürchterlich schwer, die erste Zeit", fährt Stefan fort, „und auch nachher noch, die dreieinhalb Jahre bis zu jener Nacht in der Herberge im Süden. In jener Gegend stehen Gasthäuser an der Straße, viele Meilen weit entfernt vom nächsten Gehöft. Ich reiste für meine Firma mit dem Auto. Der Motor arbeitete nicht mehr zuverläßig. Ich wagte nicht in die Nacht hinein weiter zu fahren und suchte dort Unterschlupf. In diesem Land ist man tagsüber nie so ganz sicher. Umso schlimmer ist es in der Nacht. Wegen der Hitze und den gefährlichen Mücken blieb ich auf einer Bank vor dem Hause in einer dunkeln Ecke. Auf einmal hörte ich ein Pferd dahertraben, sah einen Reiter im Schein der erleuchteten Fenster vom Roß springen. Er rief den Hausburschen beim Namen. Er mußte also hier bekannt sein. Nach einer guten Weile kam er zu mir auf die Bank, begehrte sich auch noch etwas auszukühlen, bevor er sein Lager unter dem heißen Dach aufsuchen wollte. Wir kamen ins Gespräch. Ich fragte ihn, wie er den Mut aufbringe ganz allein in der Nacht durch diese Gegend zu reiten. Da lachte er und sagte: Ich bin hinter dicken Mauern, mitten in den Menschen einer Großstadt und hier auf den weiten Feldern, bei Tag und bei Nacht in Gottes Hand.

„Dann hörte ich ein Pferd dahertraben, sah einen Reiter im Schein der hell erleuchteten Fenster"

In fröhlichem Tonfall, quicklebendig, ein Mann von nahezu fünfzig Jahren sprach vom lieben Gott, als von seinem besten Freund und ständigen Begleiter und das in diesem Land, wo Raubüberfälle auch von den Behörden nicht eben wichtig genommen werden. Ich hörte ihm gerne zu."

„Er erzählte von seinen weiten Reisen, von mannigfachen Gefahren. Früher habe er sich auch mit Angst und Furcht auseinander setzen müssen. Das Wissen um die unendlichen Zusammenhänge komme nicht an einem Tag zu uns. 'Wer aber mit offenen Augen und einem wachen Herzen gläubig in der Welt steht', sagte er, 'der kann seine Sorgen in den Eisschrank legen und froh seinen Weg gehen, bei Tag und bei Nacht. Gottes Barmherzigkeit ist groß, überlassen wir ihr unsere Vergangenheit. Seine Pläne und Vorsorge ist weit über jeden menschlichen Verstand erhaben, überlassen wir ihnen unsere Zukunft. Und die Gegenwart, die verlebe ich jeden Tag in Gottes allmächtiger Gegenwart. Junger Mann, wenn Sie versuchen so zu leben, nur einen Tag, nur eine Woche, dann verfliegen ihre Sorgen, wie der Sand, wenn ihn der Mistral vom Boden nimmt und auf das Meer hinaus jagt.' Wir saßen dann noch manche Stunde im Dunkeln. Er strahlte eine Sicherheit und einen Frohmut des Herzens aus, wie ich ihn noch bei keinem Menschen bisher gefunden hatte. Ich blieb einen Tag noch und eine Nacht mit ihm zusammen dort. Am frühen Morgen feierte er in einem Zimmer die heilige Messe. Er war Missionar. Dieser Mann hat mir nicht nur das Leben gerettet, er hat mir ein neues unendlich viel reicheres Leben geschenkt. Ich bin heute noch mit ihm in Verbindung. Ich will Dir Briefe von ihm zeigen, Moni-

ka, Briefe, fröhlich, wie ein singender Vogel und voll Liebe, wie die göttliche Glut."

„Erzähl weiter", sagt Monika. Er beginnt wieder und spricht davon, wie sich von diesem Tag ab so vieles geändert hat. Sie gehen über die dunkeln Matten, an den ersten Häusern von Wilerholz vorbei, kommen vor die Stiege, die zu Monikas kleiner Wohnung hinauf führt. „Behüt Dich der liebe Gott, mein Liebes", sagt er und reicht ihr die Hand. „Ich danke Dir, Stefan, von ganzem Herzen Dank", sagt Monika mit einem weichen dunkeln Klang in der Stimme, „und komm gut heim".

Vom Fenster aus schaut sie noch lange in die Nacht hinaus und auf das wandernde Licht, das hinter Hag und Strauch immer wieder aufblitzt. Monika kann diese Nacht nicht gut Ruhe finden. Ihr Herz pocht auf eine neue Art. Der Klang seiner Worte lebt noch in ihrem Kopf. Warum spricht er so zu mir? Warum erzählt er mir seine große Schuld, sein tiefstes Elend und seine reichsten, schönsten Stunden? Warum?

In dieser Nacht leuchtet das Licht in Monikas Zimmer immer wieder auf.

Vom Pfeifenrauch und von bitteren Tränen.

Andrees und sein Sohn sitzen im Büro und arbeiten, jeder hat Papiere und Rechnungen vor sich. Aus Stefans Aschenbecher steigt der Rauch einer verglimmenden Cigarette auf. Nur das Rascheln der Papiere und das Atmen der beiden Männer ist zu hören. Wenn sie an der Arbeit sind, dann darf nichts stören.

„Du Vater, ich studiere da den Pachtvertrag vom Grundhof. Ich habe den Leuten jetzt oft zugeschaut, sie wirtschaften nicht gut. Sie machen das Notwendigste, und das nur halb. Der Boden ist vernachlässigt und die Obstbäume auch." Der Vater steht auf, geht ans Fenster, schaut in das Schneetreiben hinaus und sagt: „Der Schnee wird's jetzt zudecken, dann muß ich nicht mehr hinschauen. Ich weiß, der Pächter denkt, ich werde wohl doch den ganzen Hof als Bauland verkaufen. Da will er eben noch etwas daraus profitieren und nicht nutzlos für die Zukunft arbeiten. Es scheint, daß der Grundhof mein ganzes Leben lang als Unglück auf mir liegen muß."

Er zieht die Vorhänge und macht Licht. Stefan frägt wieder: „Du hast doch nicht im Sinn weitere Bauplätze zu verkaufen? Die Anteile unseres holländischen Freundes haben wir nun abgelöst. Das Geld wird für sein Berghaus aufgebraucht werden. Die vierzehn Hausplätze, die verkauft wurden, haben das notwendige Kapital ergeben. Wenn man einen guten Pächter hätte, würdest Du den Grundhof behalten können. Bei Krieg und Frieden, es gibt keinen Besitz, der sicherer ist als Grund und Boden." Andrees schreitet durch den weiten Raum und sagt: „Da hast Du recht, aber ich mag nicht. Der Grundhof hat mir so viel Unglück gebracht und so viel Lebenskraft zerschlissen. Wenn ich nur daran denke, wird mir schon übel." Stefan will nicht weiter bohren, er wechselt das Thema: „Vater, weißt Du, warum die Monika nie mehr zu uns kommt? Früher ist sie doch fast jeden zweiten Sonntag Nachmittag hier gewesen. Und jetzt sind es sechs Wochen, seit ihrem letzten Besuch." „So, sind es sechs Wochen? Ich habe sie auch jeden Sonntag erwartet. Der Schnee wird sie abschrecken und der vereiste Weg. Ich weiß nicht."

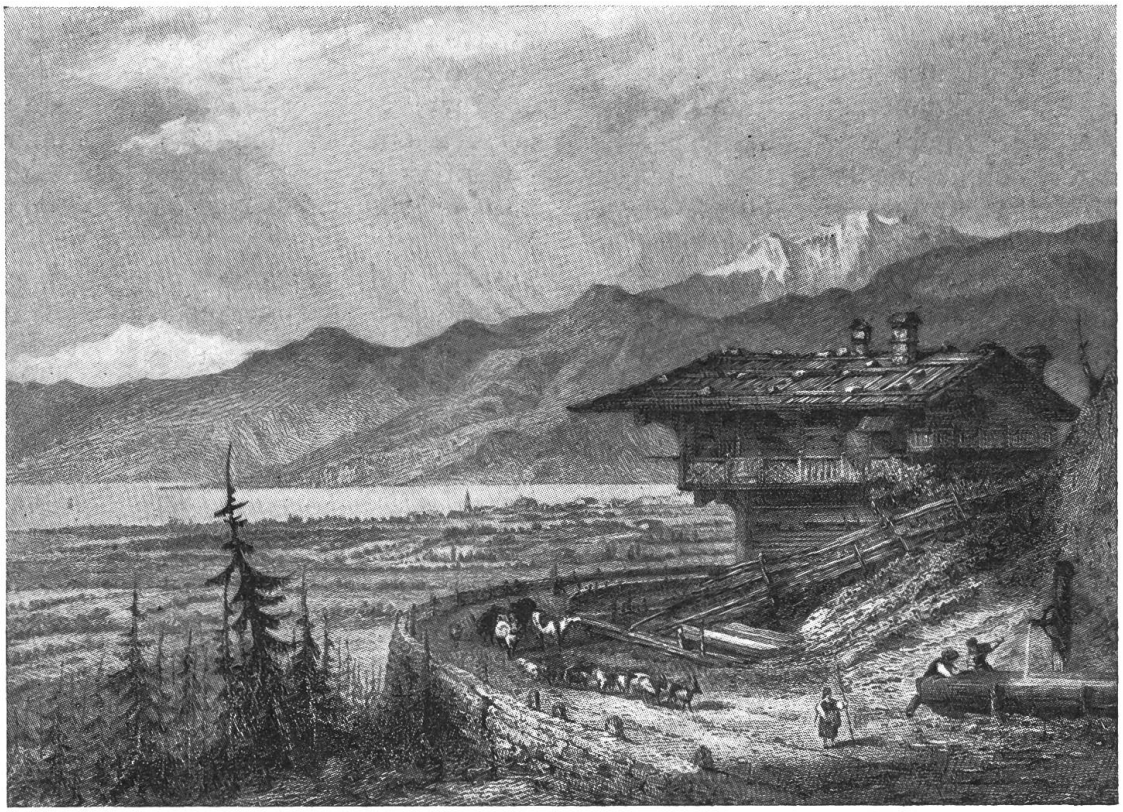
Wenn aber die beiden hätten in ein gewisses Heft hineinblicken können, das in dem niedrigen Zimmer im Bauernhaus in Wilerholz auf dem Tisch liegt, dann hätten sie die Erklärung für das Fernbleiben Monikas besser deuten können. Nicht Schnee und Eis, nicht der Biswind und der Sturm hielten die junge Lehrerin von ihren Besuchen im Haus zum kühlen Brunnen ab. Das aufschlußreiche Heft ist ein Tagebuch. Während die Beiden im Dorf über den wahren Grund rätselraten, ist Monika eben daran den vergangenen Tag einzuschreiben. Was ein Mädchen solchen Blättern anvertraut, muß stilles Geheimnis bleiben. Wenn man jedoch zurückblättern könnte bis zu jenem Tag vor sechs Wochen, dort steht ein Satz, mit roter Tinte dick unterstrichen, ein Satz, ganz am Schluß vieler gleichmäßig geschriebener Zeilen und lautet: „Lieber Gott! Laß mich nicht untreu werden an

meinem Beruf, den Du mir in Deiner Güte geschenkt hast."

Monika klappt das Heft zu und legt es in die einzige verschließbare Schublade. Dann geht sie zum Ofen und legt Holz nach. Sie schaut im Zimmer umher, auf das hohe, schwerfällige Bett, auf den Tisch, der mit Heften und Büchern beladen ist. Auf die Kommode, deren linker Fuß durch ein helles Stück Tannenholz ersetzt ist. Betrachtet die Vorhänge, die einst weiß und ganz gewesen sind. Der Boden, die breiten Tannenriemen, mit Spälten und Rissen verdienen noch immer nicht ihr Wohlgefallen. Wohl hat sie viele Stunden und ganze Büchsen voll Wichse und Politur für ihn verwendet, aber durch den Glanz wird er nicht ebener, und das Gieren und Jammern, bei jedem Schritt, hat er auch noch nicht verlernt.

Nun trappen Schritte die Stiege hinauf, kommen auf ihre Türe zu. Es klopft. Eine große Gestalt tritt ein, der Schulpräsident. Er will sich erkundigen, wie es geht. Monika stellt ihm ihren guten Stuhl hin und setzt auch gleich einen Aschenbecher und Zündhölzli in die Nähe, damit er nicht seine Pfeife in den Sack stecken braucht.

Sie kommen nett ins Plaudern. Es ist nicht sein erster Besuch. Schließlich zieht er ein Schreiben aus der Tasche, eine neue Verfügung. Alle Kinder sollten jetzt im Spital durch einen sogenannten Bildschirm untersucht werden. Er will davon Näheres wissen. Alle diese neuen Methoden, gefallen ihm nicht so gut, wie die neue Lehrerin. Er weiß, mit ihr kann man so etwas vernünftig besprechen. Er will noch allerlei wissen. Dann berichtet er noch von den Neuigkeiten. „Ennet dem Grat, in der Mulde, dort wo man einen so schönen Blick auf den See hat, dort soll jetzt ein Haus für einen reichen Holländer gebaut werden. Ich habe gedacht, Ihr wißt schon davon,



Altes Obwaldner Haus und Aussicht ins Tal

Nach einem Stich aus dem Jahre 1850

Fräulein, s'Andreesen Stefan hat das Land für den Bauherrn gekauft. Ein schöner Platz, prächtige Aussicht, ruhig und doch die Zufahrt und das Wasser ganz in der Nähe. Ja, der Stefan, das ist ein fixer Kerl, der versteht seine Sache. Der hat da oben den schönsten Punkt herausgegriffen."

Der Präsident schaut während diesen Worten unverwandten Blickes in Monikas Augen. Sie spürt genau, wie ihr vom Hals her eine Hitze in die Wangen aufsteigt. Der Präsident rühmt noch weiter, wie Stefan verstehe zu verhandeln, wie er Geduld habe, warten könne und zuletzt doch ganz das erreiche, was er schon von Anfang wollte. „Ja, der wird noch besser als der Alte. Nur schade, daß er wieder fort geht, wieder nach Amerika hinüber. So einen könnte man hier im Land brauchen. Aber ich begreife, daß es ihm zu eng ist hier, bei diesen Knorzenen. Aber Fräulein, ist Euch nicht gut? Ihr seid ganz bleich!" Monika steht auf, öffnet ein wenig das Fenster und sagt: „Vielleicht ist es etwas zu warm hier. Ich habe eben nochmals Feuer gemacht." „Oder ist es wegen meinem Rauch", frägt der Besucher. Monika lacht schon wieder: „Nein, lieber Herr Präsident, der Rauch macht mir bestimmt nichts. Ich bin im Rauch aufgewachsen. Ich habe dem Vater immer die Pfeife geputzt. Ueberhaupt ist es schon wieder gut."

Daraufhin plaudert der Präsident noch eine volle Stunde und füllt das kleine Zimmer ganz und gar mit Rauch.

Nach dem Abschied, setzt sich Monika an den Tisch, bedeckt ihr Gesicht mit beiden Händen und preßt nur immer die Worte hervor: „Er geht fort. Fort nach Amerika." Tränen netzen ihre Hände und ihre Wangen. Tränen, die einfach nicht aufzuhalten sind.

Das Glatteis ist gefährlich.

Und noch ein Sonntag ging vorüber, an dem Monika den ganzen Nachmittag einsam in ihrem Zimmerchen blieb.

Dann erkundigte sich Frau Martha in einem zutraulichen Brief, ob Monika krank sei. Man habe im Haus zum kühlen Brunnen jetzt lange vergebens nach ihm Ausschau gehalten. Ihr Mann habe bereits von Undankbarkeit gesprochen. Sie aber habe energisch ihre Verteidigung übernommen und solche und ähnliche Vorwürfe zurück gewiesen.

Daran hatte Monika nicht gedacht, daß ihr Fernbleiben so ausgelegt werden könnte. Noch am selben Nachmittag machte sie sich auf den Weg und stapfte durch Schneepflutsch und Regen die Fahrstraße hinab und setzte sich zu einem gemütlichen Schwatz zu Frau Martha.

Frauen haben immer viel zu erzählen, die kurze Zeit verflog im Hui, bald hätten sie versäumt das Nachtessen zu richten. Als Stefan heimkam, sah er in der Halle den nassen grünen Regenmantel hängen und machte schleunigst kehrt. Langsam und versonnen schritt er wieder dem Dorf zu, kam aber noch rechtzeitig zur Essenszeit zurück.

In der Hand hielt er in einen großen Bausch von Seidenpapier eingewickelt, einen Blumenstrauß. Da er eben ins Eßzimmer eintrat, kam die Mutter aus der Küche, sah die roten Rosen und dankte ihm voll Entzücken: „Das ist aber lieb von Dir, Stefan, mir schöne Rosen zu bringen. Damit machst Du mir wirklich eine große Freude." Stefan ging ohne Zögern darauf ein, legte die herrlichen Blumen in ihre Hände und sagte: „Nun ist es schon so lange Winter, wollen wir doch wenigstens auf dem Tisch eine Frühlingsfreude haben." „Monika, Monika", rief sie laut, „komm schau doch schnell." Mit Frau Marthas bekleckerter Küchenschürze bekleidet, kam das Mädchen herein und stand plötzlich vor Stefan. Es sah nicht die Rosen, es sah nicht auf den Tisch, wo der glühend rote Strauß leuchtete. Es blieb wie angewurzelt stehen. Ohne ein Wort zu sprechen schauten seine großen braunen Augen auf Stefan.

„Ein seltener Gast fürwahr", so begrüßte er Monika, „ein seltenes Glück, Dich hier zu sehen. Hast Du Dich in der Küche eingenistet, willst Du auch noch Haushaltungslehrerin studieren?"

Unterdessen trat Andrees ein, auch er schien hoch erfreut und meinte, das sei nun recht, daß endlich eine Hilfe in die Küche

eingezogen sei. Darauf hätten sie nun viele Jahre warten müssen. Auch ihm erklärte Frau Martha, wie lieb ihr Stefan Rosen heimgebracht habe. Man setzte sich an die Tafel. Monika konnte ihre Verlegenheit glücklich hinter dem roten Busch verbergen.

Wie traut und heimelig ist ein solches unvorhergesehenes Fest. Menschen, die sich so recht von Herzen lieb haben, rund um den Tisch im Lampenschein. Draußen pfeift der Wind, zerfetzt den Rauch aus den Kaminen, jagt die Regentropfen an die Scheiben. Die Wanduhr tickt und mißt die Stunden, die im frohen Erzählen, im glücklichen Beisammensein vorübergleiten, nur zu schnell verrinnen.

Monika gewahrt zuerst die späte Stunde und erschrickt: „Morgen muß ich ganz früh in meiner Schule sein, jetzt muß ich schnell bergauf.“ Andrees protestiert: „Kommt gar nicht in Frage. In einer halben Stunde ist Abfahrt, ich spendiere den Taxi.“ — Zieht aus seiner Westentasche ein nagelneues Zehnernötli und überreicht es Stefan: „Du besorgst den Wagen.“ — Wenn die beiden aber zur vereinbarten Zeit aus dem Haus treten, hat der Wind umgeschlagen. Eisig kalt kommt er vom Norden. Die Straße ist glatt gefroren. Besorgt spricht Stefan von der gefährlichen Fahrt. Monika lacht: „Zu Fuß ist allweg noch am Sichersten gewesen. Behüt Dich Gott, Stefan.“ Aus dem Abschied wird nichts. Stefan geht mit, und weil das Eis so malefiz glatt ist, müssen sie sicherheitshalber Arm in Arm gehen.

Sie kann doch nur ganz still an diese Brust gelehnt bleiben

Monika empfindet kaum den bissigen Wind, schaut selten nur zu Boden, sie fühlt nur die Kraft, die sie hält und den Strom wohltuender Wärme.

Sie verlassen die letzten Häuser, die letzten Lichter und schreiten in das ungewisse Dunkel hinein. Kein Weg ist zu weit, keine Nacht so wild, daß sie ein solches Zusammensein ermüden könnte. Monika hat nur eine einzige Frage auf den Lippen, ob er fort gehe. Und doch frägt sie nicht. Sie wagt nicht eine vernichtende Antwort heraufzubeschwören. Sie lauscht seinen Worten und denkt, er hat die halbe Welt gesehen, und ich bin im Seminar auf drei kleinen Schulreisen gewesen. Wie gerne hört sie zu. Nicht so sehr wegen dem, was er ihr berichtet, viel mehr, weil ihr seine Worte so wohl tun.

Im Wald wird der Weg viel besser. Hier liegt noch Schnee, der nun vom Wind harstig geworden ist. — Trotzdem gehen sie weiter Arm in Arm. Vielleicht gar etwas beschwingter, unvorsichtiger. Und schon ist das Unglück da. Monika gleitet aus und fällt. Er hält sie fest, hebt sie auf, nimmt sie in die Arme. Monika will sich wehren. Das darf doch nicht sein. Will sich heftig aus diesen Armen entwinden und kann doch nur ganz still an diese Brust gelehnt bleiben, den Kopf an die Wange schmiegen, weil in ihrem ganzen Körper kein Muskel mehr ihrem Willen gehorcht. In diesem Augenblick versinkt alles um sie, auch die Frage auf ihren Lippen erlöscht. Die Frage, die Monika so lange voll Unruhe in sich getragen hat.

„Du Liebes Du", hört sie ihn sagen. Auch das nimmt sie schweigend auf, wie den beglückenden Strom, der ihr aus dieser Umarmung zukommt. Sie kann nicht lachen, sie kann nicht sprechen, sie kann sich nicht regen, sie kann nur von Glück trunken sein.

Mählich läßt die umschließende Kraft nach. Monika spürt wieder den Boden unter den Füßen, versucht Schritte zu machen und geht langsam bergauf. Dann fühlt sie wieder seinen Arm und jetzt hört sie in ungewohnter Klarheit und Eindringlichkeit seine Worte: „Monika, welch ein Glück! Jetzt weiß ich, daß Du mich einmal lieben wirst. Ich sehne mich darnach — — seit dem ersten Tag meiner Heimkehr."

Seine Beteuerungen, seine Liebesworte, die Beschwörungen seiner Sehnsucht, sie alle gleiten in den Strom hinein, der Monikas Herz mit Glück überfüllt.

Dieser nächtliche Gang, der in Monikas Tagebuch viele Seiten füllt, schließt mit dem Satz: „Lieber Gott, verzeih mir, wenn ich meinem Beruf untreu werde. Ich kann mich nicht dagegen wehren. Du hast mir diese Liebe gegeben, sie ist zu mächtig."

Bei Küchli und saurem Most.

Wenn auch die Sommersonne noch so blendet und strahlt, drückend heiß auf Wald und Matten scheint, die Gartenerde rötet, die Blumen aufbricht und die Wäsche an der Leine zum frohen Flattern bringt. Der Weg zum Fluhstöckli hinauf, durch den Riedhang, bleibt sumpfig und naß. Stefan kommt verschwitzt und verdreckt beim kleinen Berghaus an. Fredi, der ihn schon weit unten erkannt hat, kommt freudig gelaufen. Dann strecken sich ihm noch viele andere Hände entgegen, bis er sich hinter dem Tisch in der Stube ausruhen und erfrischen kann. Den Kleinen erzählt Stefan von Indianern, den Größeren von gewaltigen Meerschiffen, dann aber läßt er durchblicken, daß er gerne mit dem Vater sprechen möchte.

Mit einer Handbewegung säubert die Mutter die Stube und geht den Vater rufen. Balz kommt in Holzschuhen daher, mit der Pfeife im Munde und ein flaches Tellerhütchen auf dem Kopf. Was der Herr von ihm verlange, fragt er zuerst, man habe an diesen schönen Tagen viel zu tun. Stefan entschuldigt sich, er wolle ihn nicht lange versäumen, er habe nur seit einiger Zeit einen Plan im Kopf, den er mit ihm besprechen möchte. „Wenn die Herren vom Tal hier heraufkommen", sagt Balz mißtrauisch, „dann bringen sie selten etwas. Meistens wollen sie etwas haben."

„Ja und nein", meint Stefan und fängt an, sein Projekt zu entwickeln. Er berichtet vom Grundhof, der in Vaters Besitz sei und von dem Pächter, der nun immer älter und nachlässig werde. So hätten sie eben im Sinn, dort eine Aenderung vorzunehmen. Vieh und Fahrhabe könnte vom Pächter übernommen und nach und nach erneuert werden. Anstatt Geld einzuschießen, wäre heutigentags wichtiger, gute, zuverlässige Arbeitskräfte zu haben. Kurz und gut, Stefan schlägt dem Balz vor, mit seiner Familie den Grundhof in Pacht zu übernehmen.

Balz grübelt umständlich in seiner Pfeife und beginnt Einwendungen zu machen. Er sei ein Bergbauer, nicht ein Bodenbauer, das sei zweierlei. Das Fluhstöckli wolle er auf keinen Fall aufgeben, er habe das sauer genug abverdient. Ein Heimen zu eigen, sei halt doch immer noch mehr als nur eine Pacht. Dann zuckt er die Achseln und meint: „Ja, für die Jungen, wenn die Jungen wollen, das wäre natürlich schon eine Sach, aber die sind jetzt nicht da." Schon leuchten die dunkeln, schlauen Augen unter den buschigen Brauen hervor, „man könnte einmal mit ihnen reden." Stefan berichtet vom Ertrag und Bestand an Vieh, vom Obst und vom Riedland, vom Wald der dazu gehört. Balz drückt seine Augenlider immer enger zusammen. Er sinnt und brütet und frägt dann unvermittelt: „Und Euer Vorteil? Ohne Grund kommt Ihr doch gewiß nicht hier herauf mit diesem Angebot. Ihr müßt doch davon einen Vorteil haben? Pächter gibt es doch heute genug, die auf ein solches Heimen warten."

„Ihr habt ganz recht", sagt Stefan ruhig, „ein Vorteil muß für uns auch dabei sein.

Nur verteilt er sich in diesem speziellen Falle auch auf Euere Tochter Monika." Balz schaut verwundert auf. „Ja, so ist es, Vater Balz, die Monika hat mir vor einigen Tagen versprochen, im Herbst oder auf den Winter zu, meine Frau zu werden. Sie kommt dann zu uns ins Haus zum kühlen Brunnen, das wäre dann nicht mehr weit, zu Euch hinüber, auf Besuch zu kommen, wenn Ihr alle auf dem Grundhof seid."

Balz muckt auf bei diesen Worten, greift nach den Streichhölzern, dann schaut er lange zum Fenster hinaus, als ob dort etwas unerhört Wichtiges, Dringliches zu beobachten sei, dann sagt er: „Die Monika, das gibt eine gute Frau, wenn ich sie nur hätte dabehalten können." Stefan läßt ihm Zeit weiter zu reden. — Da er aber stumm bleibt, sagt er: „Eh nun, wenn Ihr zu dem was ich gesagt habe, nach allen Seiten einverstanden seid, dann kommt Ihr ja schon bald ganz nahe zu einander. — Nach langem Nachdenken meint Balz: „Ich will mit den Jungen reden — und mit der Moni auch." Dann ruft er laut nach seiner Frau. Sobald sie eintritt, geht er auf sie zu, deutet mit dem Daumen über die Achsel auf Stefan und sagt ihr: „Der da kommt und sagt, er will unser Schwiegersohn werden, hol ein Glas Most."

So zwei wiä miär zwei . . .
Foto Leonard von Matt

Zuerst aber kommt die Mutter an den Tisch, tut verwundert und staunt und dann sagt sie dem Stefan heimlich, sie habe es von der Moni schon erfahren. Frauen freuen sich in solchen Fällen offener. Sie ruft den Kindern und stellt ihnen ihren zukünftigen Schwager vor. Holt Küchli aus der Küche und stellt auf. Und wenn auch der Most für Stefans Gaumen etwas sauer ist, er freut sich doch an dem kleinen Fest, das sich in der engen Stube entfaltet.

Wie ein offenes Buch.

Wie ist es nur dazu gekommen, daß Stefan mit diesem Plan schon im Sommer zum Balz und seiner Familie hinauf pilgern konnte? Wie kam es zustande, daß Stefan mit solcher Sicherheit im Fluhstöckli auftreten konnte?

Ja, das nahm seinen Anfang damals im späten Winter und begann mit einer holperigen Autofahrt. Die Straße nach Wilerholz war nur zum Teil schneefrei, und Stefan im Begriff mit gewichtigen Schritten bergauf zu marschieren. Er hatte sich mit dem Baumeister verabredet, der dem holländischen Freund das Haus zum Seeblick ennet dem Grat bauen sollte.

Marcel kam mit seinem Lieferwagen hinten her. Höflich und dienstbeflissen, wie er immer war, lud er Stefan ein, bis nach Wilerholz mitzufahren. Selbstverständlich entwickelte Marcel alsogleich ein munteres Gespräch, während dem er auch darauf zu reden kam, er fahre, trotz der holperigen Straße immer gerne hier herauf. Da oben, in Wilerholz, da wohne noch ein alter Schatz von ihm, ein tolles Mädchen, ein exquisites Exemplar, die Lehrerin. Stefan hörte begreiflicherweise interessiert zu und stellte auch seine Fragen. Marcel rühmte Monika über alle Grenzen, nur könne er leider in seinem Geschäft keine Lehrerin

brauchen, er müsse eine Geschäftsfrau haben. „Aber das kann ich Ihnen sagen, die ist großartig, erstklassig, ein Spitzenprodukt.“ Der schlecht gefederte Wagen rumpelte über die Löcher und Steine. Auch davon wurde Stefan ganz trümmlig.

Auf dem Heimweg, am späten Nachmittag suchte er Monika auf ihrem Zimmer. Zum ersten Mal betrat er den bescheidenen Raum. Sie war am eifrigen Korrigieren der Schulhefte. „Ei, ei, wie fleißig“, begrüßte er sie. „Ei, ei, wie freundlich, mich hier in meiner Einsamkeit zu besuchen“, gab sie zurück. Stefan nahm sich einen Stuhl, erwischte den wackligen und meinte: „Mit den modernen Möbelfabriken hat man seine liebe Not. Der Stuhl ist doch wohl kaum achtzig Jahre alt und schon gnappen ihm die Beine.“ „Schadet Dir in keiner Weise, Stefan, wenn Du auch gelegentlich mit einfachen Verhältnissen vorlieb nehmen mußt.“ „Danke, schönes Fräulein, mein Bedarf ist gedeckt, habe jahrelang auf einem wackeligen Stuhl gesessen, war der einzige, Du hast wenigstens zwei.“ „Ja, ja, der Luxus beginnt bei mir auszubrechen. Ich habe mir sogar ein zweites Bleistift angeschafft.“ „Wackelt es auch?“ „Jawohl, und bisweilen ganz bedenklich, wenn ich etwas Erschütterndes aufzuschreiben habe.“

So neckten sie sich einige Zeit, dann sagte Stefan, plötzlich ernst werdend: „Ich würde Dir raten den Stuhl flicken zu lassen. Es lohnt sich. Ich habe jetzt nämlich oft beim Bau des Hauses ennet dem Grat zu tun und gedenke nicht ein einziges Mal zu versäumen, den Weg hier zu unterbrechen und auf diesem Stuhl etwas auszuruhen.“

„Lieber Stefan, dieser löbliche Vorsatz läßt sich leider nicht ausführen. Das schadet meinem guten Ruf.“ „Liebe Monika, ich habe leider kein Talent dazu, mich um das Gerede anderer Leute zu kümmern.“ „Bitte schön, Du vielleicht nicht, jedoch hat der Herr Schulpräsident eine vorzügliche Begabung dazu, er wird mir Deinen heutigen Besuch schon deutlich genug und mit beißendem Pfeifenrauch unter die Nase streichen. Er hat sich bereits in dieser Beziehung geäußert.“

Mit offensichtlicher Entrüstung sagte Stefan: „Das geht ihn einen Dreck an.“ Und Monika beschwichtigte: „Ich bin von der hiesigen Schulbehörde angestellt. Er ist mein Patron.“ „Das ist ein Entzug der persönlichen Freiheit. Er hat Dir in Deine privaten Angelegenheiten nicht hineinzureden.“ „Im Seminar hat man uns eingetrichtert, die Lehrerin vertrete mit ihrem öffentlichen und privaten Leben, das Ansehen der Schule, die Moral und den guten Ton.“ Stefan wollte nicht länger auf diesen neckischen Tonfall eingehen. Er hatte sich zu sehr darauf gefreut, jede Woche zwei-dreimal hierher zu kommen. Sein Gesicht bekam einen strengen Zug: „Meinst Du das im Ernst.“ „Ja, mein Lieber! Leider in vollem Ernst.“ „Das ist ja furchtbar“, lehnte sich Stefan auf, „ich kann doch nicht hier vorbeigehen, ohne Dich zu sehen. Ich kann doch nicht wieder sieben Wochen auf Dich warten. Und überhaupt, ich kann so hier nicht leben ohne Dich.“ Monika steht auf, geht ans Fenster und schaut hinaus und sagt leise: „Ein herrliches Bild, eine liebe Heimat.“ Stefan starrt auf den Boden: „Was nützt mir die schöne Landschaft, wenn ich Dich nicht darin sehe, wenn ich nicht in Dich hinein schauen kann.“

„Ich werde Dir schreiben, Stefan“, flüstert Monika.

Begeistert bittet er darum: „Aber schreibe mir viel, nicht nur ein paar Seiten und oft. Ich weiß ja nichts von Dir. Ich weiß nur, daß ich Dich bis über alle Grenzen hinaus lieb habe. Ich möchte Dich wie ein offenes Buch vor mir haben. Ich muß mich Dir ganz nahe wissen. Nicht nur, wenn Du zu uns kommst, jede Stunde, jeden Tag. Monika, hab doch ein Erbarmen mit meiner Liebe.“

Diese Worte treffen sie wie Pfeile. Soll sie jetzt fragen, ob er wieder fort gehen will, hinüber, nach Amerika? Soll sie jetzt ihrem jubelnden Herzen folgen und sagen, er soll jedesmal kommen, wenn er auf den Grat geht? Darf sie alles ringsum vergessen, und wenigstens für diese Stunde jede Zurückhaltung fallen lassen, alle Bedenken verfliegen lassen und ihre bebende Liebe verströmen. Sie lehnt ihre Stirne an die

kühle Fensterscheibe, greift an ihr Herz. Dann wendet sie sich plötzlich ab, geht zum Tisch, öffnet ihre Schublade. Mit ihrem Tagebuch in Händen kommt sie zu ihm und sagt: „Stefan, Du sollst mich wie ein offenes Buch bei Dir haben. Nimm das. Hier sind alle meine guten und bösen Gedanken von jedem Tage eingetragen, seit meiner Seminarzeit, auch die geheimsten Wünsche und Gebete. Nimm das. Mehr kann ich Dir jetzt nicht geben."

Erstaunt schaut er zu ihr auf: „So viel Vertrauen? Darf ich?" Dann senkt er seinen Blick und liest: „Monikas Tagebuch" und das Datum — vor Jahren. „Ich danke Dir."

„Geh jetzt, Stefan, schau in mich hinein und urteile nicht zu hart, geh jetzt." Er gehorcht. Er legt das dicke, engbeschriebene Heft sorgfältig in seine Mappe, nimmt den Hut und reicht ihr die Hand. Einen Augenblick lang stehen sie da, die Blicke ineinander versenkt. Die Flammen ihrer Liebe drohen zusammenzuschlagen und aufzuflammen. Mit der allerletzten Kraft, läßt sie seine Hand los und wendet sich ab.

Dann gehen seine schweren Schritte hinaus, poltern die Stiege hinunter und verhallen.

Monika kniet vor dem Bett, vergräbt ihr Gesicht in der Decke. Wie ein Häuflein Elend sinkt sie zusammen. In dem erschöpften Herzen quellen Ströme überschäumender Freude. In ihren Ohren brausen jubelnde Lieder, als wäre der Raum von singenden Engeln erfüllt.

* * *

Froh marschierten und sprangen die Kinder, ihr Fähnlein schwingend, den Berg hinab

Wie viel ist noch zu berichten, von den beiden lieben, jungen Menschen, die ein gütiges Geschick, in Gottes weiser Vorsehung für einander bestimmt hat, und die nun in seliger Freude in ihr Glück hinein wandern. Von einer Besprechung zum Beispiel im obersten Stockwerk des kleinen Schulhauses zu Lauibach. Schwester Theodora sitzt am Tisch, lauscht und horcht und nickt in ihrer steifen Haube. Sie will kein einziges Wort überhören, nicht die kleinste Veränderung in Monikas Mienenspiel versäumen. Freilich, bei einer gewissen Stelle in Monikas Erzählung, wird ihr Gesicht ernst, gleitet eine Enttäuschung, die sich nicht verbergen läßt, über ihre Miene. Aber nach und nach wird die gute Schwester von den glücklichen Ereignissen mitgerissen, die Freude ihrer lieben Monika gewinnt Gewalt über sie. — Und Monika tröstet sie und sagt: „In wenigen Jahren, so hoffe ich, kann ich in meinem neuen Heim eine eigene kleine Schule eröffnen, Buben und Mädchen, eins nach dem andern. Nicht nur während den Schulstunden, auch zur Ferienzeit und Tag und Nacht kann ich diese Schule um mich haben."

* * *

Dann ist noch zu berichten von einer lieben und sanften Aussprache im Haus zum kühlen Brunnen. Frau Martha sitzt am Fensterplatz und nahe bei ihr der einzige Sohn. Er erzählt davon, in nächster Zeit ein Mädchen ins Haus zu bringen, eine Hilfe für sie, eine liebe junge Frau. Er spannt die Mutter auf die Folter. Spricht von sei-

nen Bekanntschaften in Uebersee, von reichen Kaufmannstöchtern und den vielen Briefen, die er von drüben bekommt. Er frägt, ob sie sich nicht nach einem lieben Menschen sehne. Stefan sieht die Angst in den Augen seiner Mutter, die Furcht ein fremdes Wesen aus einer ganz anderen Welt mit ihm verbunden zu sehen. Er beschreibt ihr Temperament, die dunkelbraunen Haare, die biegsame, anmutige Gestalt, ihren Frohsinn, die feine Art sich in alle Verhältnisse einzupassen. „Freue Dich Mutter, freue Dich, sie heißt Monika." Und wie die Mutter nun nach seinen Händen greift und selig ist und ihm gratuliert, ja sogar dankt. Wie sie den Vater aus dem Büro holen. Wie er hereinkommt in seiner alten, geflickten Arbeitsjacke, aufgescheucht aus seinem angestrengten Denken, wie er die grauen Haare aus den Schläfen streicht und nicht weiß, was die beiden frohen, geheimnisgeladenen Gesichter von ihm wollen. Und wie er dann mit beiden Händen die Hand seines Sohnes umschließt und nicht aufhören will mit Glückwünschen, als wollte er seine Liebe und Freude für immer so in diesen Händen halten.

Dann ist noch von jenem Tag zu erzählen, da Monikas Brüder und Schwestern, Vater und Mutter auf den Grundhof kamen. Durch Haus und Ställe schritten, die mächtige Stube füllten, durch Kammer und Lauben liefen, staunten, prüften, schnupperten. Und wie der Vater eine Sense ergriff und mitten in die Matte hinein, in feierlichem Schwung und Schritt eine Mahde zu Boden legte.

* * *

Dann endlich brach jener zauberisch klare, herrliche Herbstmorgen an, da sich die Schulkinder von Wilerholz schon in frühester Stunde vor dem Schulhaus versammelten. In besten Sonntagskleidern mit bunten Fähnchen in der Hand und mit frohem Gesang, mit samt dem Schulpräsidenten, den Berg hinab marschierten, hüpften, sprangen. Die kleinsten Knöpfe mit dem größten Eifer und dem lautesten Juhui.

Unterdessen sich ein hochpolierter, schwarzer Wagen mit blitzenden Beschlägen in der Sonne spiegelt und mit Ranken weißer Blumen geschmückt wird, der zur Hochzeitsfahrt bereit vor dem Haus zum kühlen Brunnen steht. Ei, ei, wie die liebliche Braut ihren Schleier rafft, ihre weißen Schuhe vorsichtig in den Wagen setzt und dann glückselig in die weichen Polster sinkt.

Mit Hoch und Juhui und Jauchzen wird sie von ihren Schulkindern auf dem Dorfplatz begrüßt. In zwei Reihen stehen sie mit den Fähnchen winkend auf der breiten Kirchenstiege; ein zwirbelndes und zappelndes Spalier.

Feierlich, gemessenen Schrittes, steigt das Brautpaar zwischen den jubelnden Kindern empor. Monika kennt jeden Namen, ihren Fleiß, ihre Fehler, ihren Zorn und ihre Tränen. Und über diesem stufenweisen Abschied von jedem Gesichtlein schwingt und klingt aller Freude in eins zusammen. Die Mütter folgen, die Väter, die Brüder und Schwestern und Freunde.

Wie hallt die Kirche von ihren kräftigen Schritten, wie gewichtig füllen sie zu beiden Seiten die Stühle. Kerzen flackern, Blumen zieren den Altar. Neugierige Ministranten ziehen in den Chor. Durch das hohe Fenster dringt ein breiter Sonnenstrahl auf das kniende Brautpaar hernieder, legt ein Glänzen auf Stefans Haar, spielt im duftigen Schleier der Braut und läßt auf dem Silbertablett die goldenen Ringe aufleuchten, die nun geweiht und gesegnet sachte über die Finger gleiten.

Zum ewigen Bund, zu unverbrüchlicher Treue, zu immer blühender Liebe sprechen sie freudig ihr Ja. Die Orgel braust und füllt die Gewölbe mit Klängen. Und alle Herzen sind froh.

— Ende —